Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn in Berlin. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig. Berlin, 19. Oktober 1885.

Nr. 42. IX. Jahrg.

Inhalt:

Sonntags-Telegramme. — Informationen. — Politische Wochenschau. Von Arthur Levysohn. — Vom europäischen Geldmarkt. Von Max Neustädter. — Europäische Sünden an der Türkei. Von Dr. Hans Barth. — Paradox- und Anti-Paradoxe. Von Gilbert Hofer. — Das Berliner Luther-Denkmal. Von Franz Joachim. — Gesellschaftliche Strafpredigten: Sind Sie eingeladen? Von Franz Berlin. — Künstler und Modell. Von X. Y. Z. — Ein- und Ausfälle. Von Emil Pesschkan. — Theater. Von Otto Neumann-Hofer: „Ein Glückskind" bei Wallner. — Musikalische Glossen. Von Alexander Moszkowski: Theater und Konzerte. — Den Pfingstsonntag teilt ich mir merken. Von P. K. Rosegger: Schluß. — Aus meiner Autographen-Mappe. Von Dr. Ad. Kohut. — Etcetera. — Literarische Umschau.

Abonnementspreis 2 Mk. 50 Pf. pro Quartal. — Insertionspreis pro Zeile 40 Pf. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Sonntags-Telegramme.

Um. **Wien**, 18. Oktober, 10 Uhr 3 Vorm. In hohem Grade bezeichnend für die Tendenzen der Albanesen erscheint, daß die letzteren zufolge der serbischen und griechischen Rüstungen nunmehr überall die sogenannte „Bessa" (Waffenruhe) der Pforte gegenüber proklamirten. Prinz Karageorgewitsch sagte in den letzten Tagen zu einem ungarischen Journalisten: Wenn die anderen Balkanstaaten wirklich in Aktion treten sollten, so könnte Montenegro nicht ruhig bleiben. Mit seinen Ansprüchen auf den serbischen Thron werde der Prinz aber erst später, zu gelegener Zeit, hervortreten.

R. **Petersburg**, 18. Oktober, 11 Uhr 20 Min. Aus sicherster Quelle erfährt „Nowoje Wremja", daß das (hier in Berlin wohl kaum geglaubte) Gerücht über ein zwischen dem Sultan und dem Fürsten Alexander zu Stande gekommenes Separat-Einverständniß durchaus falsch sei.

Obr. **Paris**, 18. Oktober, 8 Uhr 30 Min. Im ersten Wahlgange wurden 3,180,000 Stimmen für die opportunistischen und konservativen Republikaner abgegeben, die Reaktionären erhielten 3,140,000 Stimmen und die Listen der Radikalen ein wenig mehr als 900,000 Stimmen. Die Monarchisten und gemäßigten Republikaner halten sich also die Waage. Die Radikalen stehen zu letzteren wie 1 und 4. Daraus folgt, daß die Republik eine Million Stimmen mehr erhalten hat, als die Monarchie. Dabei darf man nicht vergessen, daß vor dem ersten Wahlgange die Reaktionäre nicht erklärt haben, die Staatsform stürzen zu wollen. Die Prätentionen der Radikalen haben aber nach diesem Ergebniß keinerlei Berechtigung. Wenn je, so hat in dem ersten Wahlgange das in keiner Weise, wenigstens nicht von republikanischer Seite beeinflußte allgemeine Stimmrecht klar gesprochen. Die für den heutigen zweiten Wahlgang nothwendig gewordene Wahltaktik wird dieses erste Resultat fälschen und schließlich eine Kammer hervorbringen, die absolut nicht den politischen Anschauungen des Landes entspricht. Dieser Zustand kann nur vermieden werden, wenn die Radikalen ihren intransigenten Standpunkt aufgeben, woran schlechterdings nicht zu denken ist.

W. **Brüssel**, 18. Oktober, 11 Uhr 35 Min. König Leopold II. lehnte es ab, der Preisvertheilung der belgischen Universität an die Studenten beizuwohnen. Diese Ceremonie war im vorigen Jahre der Schauplatz feindlicher Demonstrationen gegen das Ministerium.

W.T.B. **Konstantinopel**, 17. Oktober. Zur Ueberbringung des dem Khedive verliehenen Imtiazordens wird sich demnächst ein Adjutant des Sultans nach Kairo begeben.

W.T.B. **Reichsbank**. (Wochenübersicht vom 15. Oktober.) Aktiva. Metallbestand (der Bestand an kursfähigen deutschen Gelde und an Gold in Barren oder ausländischen Münzen), das Pfund fein zu 1392 M. berechnet, M. 569,480,000, Zun. 6,022,000, Bestand an Reichskassenscheinen M. 22,157,000, Zun. 722,000, Bestand an Noten anderer Banken M. 12,299,000, Abn. 472,000, Bestand an Wechseln Mark 381,447,000, Abn. 28,387,000, Bestand an Lombardforderungen Mark 46,066,000, Abn. 13,695,000, Bestand an Effekten M. 65,461,000, Abn. 4,890,000, Bestand an sonstigen Aktiven M. 27,559,000, Zun. 214,000. Passiva: Das Grundkapital M. 120,000,000, unverändert, der Reservefonds M. 21,356,000, unverändert, der Betrag der umlaufenden Noten M. 771,258,000, Abn. 31,881,000, die sonstigen täglich fälligen Verbindlichkeiten M. 201,307,000, Abn. 8,880,000, die sonstigen Passiven M. 446,000, Abn. 13,000.

W.T.B. **Wien**, 18. Oktober. Privatverkehr. Oesterr. Kreditaktien 280, 4proz. ungar. Goldrente 97. Fest.

Informationen.

Sch. „In gewissen politischen Kreisen schreibt man dem Besuch des Prinzen von Wales in Wien und Budapest eine besondere Bedeutung zu und kapriziert sich darauf, in dem Aufenthalt des britischen Thronerben an der Donau keinen bloßen Privatbesuch erblicken zu wollen. Man behauptet sogar, der Prinz habe es sich angelegen sein lassen, die Verstimmungen, welche zwischen dem Kabinet von St. James aus der Gladstoneschen Zeit und der österreichisch-ungarischen Regierung vorhanden gewesen, nach Möglichkeit auszugleichen." So weit die uns zugehende Meldung, die vielleicht berechtigt ist, wenn sie sich auf Privatgespräche beziehen soll, welche der Prinz in Wien und Budapest gepflogen haben mag, die aber jedenfalls weit über das Ziel hinausschießt, wenn sie den künftigen britischen Herrscher dabei in der Erfüllung irgend einer „Mission" begriffen sein läßt.

Politische Wochenschau.

Von **Arthur Levysohn.**

Das große Räthsel der Massen-Ausweisungen aus unseren preußischen Ostprovinzen hat nun endlich seine offizielle Lösung erhalten. Die Welt verdankt sie dem Grafen Taaffe, der im österreichischen Reichsrathe offen erklärte, die preußische Regierung habe auf Bekragen selbst mitgetheilt, daß sie durch konfessionelle und sprachliche Gründe veranlaßt worden sei, die viel berufenen Maßnahmen zu ergreifen. Durch „nnfessionelle Gründe! Man weiß, es handelt sich bei den meisten nach Rußland und Oesterreich ausgewiesenen ländlichen Arbeitern zum größeren Theile um katholische Polen. Und da gesteht man denn in einem amtlichen Aktenstücke, daß man seit Jahre nachdem der große Kurfürst die um ihrer Religion willen verfolgten Hugenotten in Brandenburg gastlich aufgenommen, mit einer nicht beneidenswerthen Offenherzigkeit zu, daß man soeben in aller Gemüthsruhe eine Aufhebung des Edikts von Nantes in umgekehrter Richtung vollzogen habe. Die religiöse Toleranz, sonst zum Ruhmeskranze der preußisch-brandenburgischen Geschichte gehörig, wird den Katholiken polnischer Nationalität gegenüber in die Rumpelkammer geworfen und so verfügt man brakonische Massen-Ausweisungen aus Gründen konfessioneller Natur

Die Ironie der Geschichte will, daß dieses Bekenntniß zu den Prinzipien religiöser Unduldsamkeit gerade von Seiten des preußischen Ministeriums des Innern in einem Augenblicke erfolgt, da die deutsche Reichsregierung sich genöthigt sah, sich an das schiedsrichterliche Vermittelungsamt des heiligen Vaters in Rom zu wenden, um ohne Gefährdung der spanischen Dynastie aus der favolinischen Sackgasse mit Ehren herauskommen zu können, in welche die Reichspolitik unvorsichtiger Weise — ohne Rücksicht auf den spanischen Nationalcharakter und seine Temperaments-Eigenheiten — hineinbugsirt worden war. Es blieb, nachdem der Kulturkampf in so schmähliche Versumpfung gerathen, dem Ministerium Puttkamer vorbehalten, die religiöse Intoleranz zu einem „instrumentum regni" zu gestalten, und Niemand wird behaupten wollen, daß, wenn die Angaben des Grafen Taaffe über die Leitmotive der preußischen Ausweisungen die Wahrheit enthielten, diese Angaben dazu beitragen könnten, dem preußischen und deutschen Namen in weiteren Kreisen besondere Sympathien zu schaffen.

Die seltsame Illustration, welche unser deutsch-österreichisches Bundesverhältniß durch die Eröffnungen des Wiener Ministerpräsidenten erfährt, wird an manch einer Stelle bedenkliches Kopfschütteln erregen. Diese Art, „der Freund seiner Freunde zu sein", dürfte bei dem gewöhnlichen Sterblichen außerhalb unserer Grenzpfähle kaum rechtes Verständniß finden, und die hie und da in Oesterreich-Ungarn sehr merklich aus lichtscheuem Dunkel sich hervorwagende Propaganda gegen die Fortdauer des deutsch-österreichischen Allianzvertrages — wenn da überhaupt von einem geschriebenen „Vertrage" gesprochen werden darf — möchte sich kaum abhalten lassen, die durch die Ausweisungen „aus konfessionellen und sprachlichen Rücksichten" geschaffene Mißstimmung in ihrem feindseligen Sinne weiter auszubeuten.

Zum Glück blieb bisher die auswärtige Leitung der österreichisch-ungarischen Politik von dieser Maulwurfsarbeit noch unberührt, obwohl auch in dieser Richtung bereits gewisse Veranstaltungen wahrgenommen werden konnten, welche die sogenannte Abhängigkeit des Grafen Kalnoky von der Bismarckschen Windrichtung in schärfere Beleuchtung zu rücken, nicht müde wurden. Ist es doch gerade das Typische der gegenwärtigen Lage Europas, daß zwischen allen Großmächten, Angesichts der auf dem Balkan ausgebrochenen Wirren, der einmüthige Wunsch besteht, die Bestimmungen des Berliner Friedens vom Jahre 1878 nicht angetastet zu sehen. Darin hauptsächlich unterscheidet sich die diplomatische Lage des Kontinents von allen ähnlichen Vorgängen, wie sie in den Jahren 1858 und 1866 beispielsweise in Rumänien sich gegen den Wortlaut und Sinn des Pariser Traktats vom Jahre 1856 abspielten.

Die Einigkeit und Einmüthigkeit Europas besteht, ohne daß man freilich gehalten sein darf, auf die inneren Beweggründe der einzelnen Kabinette ein scharfes elektrisches Glühlicht fallen zu lassen, wenn man nicht Entdeckungen machen will, die den grundsätzlichen Friedensfreund nur peinlich berühren müßten. Wie die Dinge zur Zeit liegen, muß man es im Interesse der Friedenserhaltung dankbar hinnehmen, daß sich Rußland loyal als Gegner des bulgarischen Staatsstreichs verhält und ebenso die famosen serbischen und griechischen Kompensationsforderungen mit aller Entschiedenheit verneint. Ja, der Person des Fürsten Alexander Battenberg gegenüber erscheint sogar die Haltung des Petersburger Kabinets orthodox-türkischer als die des Sultans selbst, der in seinem Innern vielleicht einen Mann nicht ganz verwirft, welcher, wie Fürst Alexander, bewiesen, daß er im gegebenen Augenblicke auch den Muth hat, gegen den Strich des Czaren zu marschiren.

Wenn wir annehmen dürfen, daß Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und auch England aus ehrlicher Friedensliebe an dem Inhalte des so klüglich abgemessenen Berliner Vertrages, soweit derselbe die Balkanverhältnisse regelte, nicht mäkeln lassen wollen, so kann man auch nachweisen, daß selbst Italien, das doch den natürlichen Wunsch hat, im Trüben zu fischen und bei einer europäischen Komplikation jene Ersatzansprüche befriedigt zu sehen, die es im Jahre 1878 durch das diplomatische Ungeschick seiner Vertreter nicht recht hatte zur Anmeldung und Geltung bringen können, daß selbst Italien sich jeder Abweichung von der Friedensgrundstimmung des europäischen Konzertes enthält. Die Mächte wissen, daß jede Aenderung in den bestehenden Gleichgewichtsverhältnissen der Balkan-Halbinsel die Aufrollung des orientalischen Problems zur Folge haben muß, und da sie insgesammt zur Zeit einer solchen Aufgabe nicht näher treten wollen, so genügt ihre negative Harmonie in diesem Punkte, um ihr positives Friedensverlangen aufrecht zu erhalten.

Die vielbesprochene „Botschafter-Deklaration", welche das Berliner Tageblatt allein und zuerst in der europäischen Presse veröffentlicht hatte und deren Existenz und Analyse nach längerem Sträuben nunmehr auch vom diplomatischen Korrespondenten der Kölnischen Zeitung wie von der Kreuzzeitung anerkannt werden mußte, diese „Deklaration" hatte das Gute, als Basis der europäischen Verständigung, gleichzeitig die Verurtheilung der bulgarisch-ostrumelischen Revolte und die Anerkennung des guten Rechts der Pforte zu enthalten. Da nun die Mächte einig sind in dem Verlangen, die Union der beiden Bulgarien rückgängig gemacht zu sehen, so fehlt damit wieder auch den Serben und Griechen jeglicher Vorwand, ihre Kompensations-Ansprüche mit einer angeblichen Machtverschiebung auf dem Balkan zu einschubigen und einzuleiten.

Die Regierungen von Belgrad und Athen befinden sich dabei Angesichts der überstürzten Rüstungen, zu denen sie sich verleitet glaubten, in einer fatalen Lage. König Milan weiß zur Stunde, daß, wenn er sich dem Willen der Mächte widersetzen, und wenn er dennoch einen Kriegszug, sei es nach dem bulgarischen Zipfel bei Widdin oder nach dem altserbischen Gebiete der Türkei wagen sollte, ihm die Gefahr droht, durch russische Vermittelung zu Gunsten eines Karageorgewitsch seines Thrones für verlustig erklärt zu werden — ein Schicksal, vor dem ihn auch seine Wiener Gönner und Freunde dann schwerlich würden bewahren können. Allerdings läuft derselbe König Milan auch Gefahr, wenn er gar nichts im großserbischen Sinne ausrichtet, durch eine revolutionär-republikanische Bewegung in Belgrad hinweggespült zu werden. In diesem Falle aber freilich wäre eine österreichische Intervention zu König Milans Gunsten immerhin vorauszusehen und so bliebe für die Regierenden in Belgrad die Fügung in den friedlichen Willen Europas immerhin noch das „kleinere Uebel".

Wie es freilich Fürst Alexander Battenberg machen wird, um sein Thröchen zu erhalten, wenn er die dreißigtägige Herrschaft über Ostrumelien wieder aufgeben muß — das vermag wohl heut noch kein Sterblicher vorherzusagen. Der Fürst hat nur die Wahl, mit dem Schwert in der Hand Rumelien zu vertheidigen und es an die türkische Uebermacht zu verlieren oder durch eine freiwillige Abdankung all den Verlegenheiten aus dem Wege zu gehen, die ihm und dem Bulgarenvolke aus der Uebereilung des 18. September erblühen müssen.

Ein- und Ausfälle.

Von **Emil Pesschkan.**

(Neue Folge.)

Der sicherste Weg zum Tode ist: über ihn nachzudenken.

* * *

Eine ärmliche Stube. Kahle Wände und kärglicher Hausrath. Kein Sonnenstrahl dringt in den dumpfigen Raum, der zur Hälfte in der Erde steckt. Du trittst entsetzt zurück vor dem Qualm, der Dir aus der Thüre entgegenweht. Rohe Laute erschallen und entsetzen Dich aufs Neue. Zwei zerlumpte Kerle mit vertrunkenen Gesichtern sitzen vor einer Kiste und spielen Karten. Zwischen ihnen flackert die trübe Flamme einer Unschlittkerze und beleuchtet den schmutzigen Bierkrug. Ein Fluch empfängt den unberufenen Störer und doch — Du bleibst wie festgebannt stehen und es ist Dir, als ob ein Altar hier aufgerichtet wäre, vor dem Du knieen möchtest und beten. In dem Dämmerlicht der Ecke, auf einem holzzerbrochenen Stuhle, sitzt ein junges Weib, den Säugling an der Brust. Und das glückselige Lächeln, mit dem sie ihn betrachtet, umfließt wie ein Heiligenschein ihre ganze Gestalt, durchzittert den Raum und erfüllt Dein Herz mit einer Ahnung des Göttlichen.

* * *

Wie auf Windesflügeln geht es durch die Lande. Ein Pfiff und wir fliegen vorbei an der Stadt. Weiter zwischen Wiesen und Wäldern, über Flüsse und Bäche, jetzt hoch über dem Abgrund, dann hinein in den dunklen Bergesschooß. Vorbei die Dörfer mit ihren spitzen Thürmen, die Städtchen mit ihren stolzen Schlössern! Wieder ein Pfiff — ein Häusermeer, unabsehbar scheint es sich zu dehnen — schon ist es vorbei. Immer weiter und weiter — wie groß ist die Welt! .... In der andern Ecke des Coupés sitzen zwei Leutchen, die kein Auge haben für diese Welt. Ein verstohlener Händedruck, ein Seufzer, und stumm sehen sie einander an. Du mächtiger Erdball mit all Deinen Herrlichkeiten und Wundern, was bist du gegenüber den Wundern des winzigen Dings, das in der Brust dieser Menschlein hämmert und pocht! —

* * *

Ein Gauner in Salonkleidung kann sich in unsere Gesellschaften drängen; aber kein braver Mensch, der ohne Halskragen und Kravatte geht.

* * *

Man nennt die Frauen oft Räthsel und sie gleichen diesen auch darin, daß sie meist aufhören interessant zu sein, wenn man sie gelöst hat.

* * *

Die tyrannische Herrschaft der Mode wäre unmöglich, wenn nicht ein hübsches Mädchen selbst in einer häßlichen Tracht noch hübsch aussähe.

* * *

Etwas vom Heirathen: Arm und reich führt nicht immer zum Himmel; einfältig und weise bringt bisweilen das Fegefeuer; empfindsam und herzlos giebt stets die Hölle.

* * *

Es giebt Leute, die zu „nobel" sind, einen Pfennig zu schenken; deshalb schenken sie lieber gar nichts.

* * *

„Dreißig Jahre alt und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!" seufzt ein junger Arzt. „Dafür aber" — bemerkt eine boshafte Dame — „umsomehr für die Sterblichkeit."

* * *

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Dem Diamant vergleichbar aber ist die Kunst, zwischen beiden richtig zu wechseln, das Eine wie die Andere zur richtigen Zeit zu thun.

* * *

Sage mir, worüber Du lachst, und ich sage Dir, wer Du bist.

* * *

Die meisten Menschen gerathen umsomehr in Zorn, je lebhafter sie fühlen, daß sie im Unrecht sind.

* * *

Die Menge vernimmt nicht den Flügelschlag des Adlers, der über ihren Häuptern schwebt, wohl aber den Tritt der Spatzen, die durch das dürre Laub hüpfen.

* * *

Der Dichter darf seine Stoffe nicht suchen, er muß sie finden.

* * *

Die Löwen thaten sich zusammen, um über Schutzmaßregeln gegen den Menschen zu beschließen. Kaum war dies kund geworden, so eilten von allen Seiten Tausende von Mäusen, Ratten und Maulwürfen herbei und schrieen begeistert: „Ja, liebe Kollegen, es ist endlich Zeit, daß wir uns einigen. Die Einigkeit, Kollegen, wird uns stark machen." Da lächelten die Löwen und gingen von dannen.

* * *

Glück oder Unglück liegt nicht außer uns, sondern in uns. Man wird als Glücklicher oder Unglücklicher geboren, geradeso, wie man mit blonden oder schwarzen Haaren zur Welt kommt.

* * *

Bedauernswerthe Geschöpfe, die Dem nachjagen, was Andere besitzen, und darüber versäumen, ihren eigenen Besitz zu genießen! Und es giebt ihrer so Viele in unseren Tagen.

* * *

Die schlimmste Folge der heutigen Unehrlichkeit zeigt sich darin, daß Niemand mehr an Ehrlichkeit glaubt.

* * *

Vom europäischen Geldmarkt.

Von **Max Neustädter.**

[Die allgemeine Lage. — Das österreichische und ungarische Budget. — Vom Montanmarkte.]

Die Bewegungen an den internationalen Börsen haben in der abgelaufenen Woche nach keiner Richtung hin interessante Momente aufzuweisen gehabt. Die Situation hat sich ganz und gar nicht verändert. Nach wie vor wirkt die bulgarische Affaire in retardirender Weise auf die Entschlüsse der Finanzwelt ein, und je nachdem die einlaufenden politischen Meldungen gedeutet werden können, vollziehen sich Auf- oder Abwärtsbewegungen, die aber in Folge der Unsicherheit der Lage nach beiden Seiten hin keine größeren Dimensionen annehmen können.

Von mehr Interesse ist für die Finanzwelt die Vorlage des Budgets der beiden Hälften der österreichisch-ungarischen Monarchie gewesen. Bei der großen Rolle, welche die Werthe dieser Staaten innerhalb der internationalen Spekulation spielen, ist ihre finanzielle Gebahrung von der größten Wichtigkeit und dem größten Einflusse auf die Intentionen der Hochfinanz, wie der Spekulation. Die Gestaltung, welche der Staatshaushalt der einzelnen Staaten annimmt, ist ja die wichtigste Grundlage für die Preisbemessung derjenigen Werthe, welche von den Staaten kreirt worden sind. Denn in der That, die Art und Weise, wie die Finanzgeschäfte der Staaten geführt werden, die Prinzipien, nach welchen die Einnahmen und Ausgaben vorgenommen werden, liefern ein Spiegelbild von ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit, von ihrer wirthschaftlichen Entwickelung — sie legen mehr oder weniger das ganze ökonomische Gefüge der Staaten dar.

Es ist leicht, in einem wirthschaftlich wohlgeordneten und in einem in stetiger finanzieller Entwickelung sich befindlichen Staate gute Finanzen zu machen. Schwieriger gestaltet sich die Kunst, rationell zu wirthschaften, dort, wo finanzielle Mißwirthschaft und ungünstige ökonomische Zustände es zur Nothwendigkeit machen, mit denselben rechnen zu müssen. Da wird den Verhältnissen gemeiniglich Zwang angethan, es wird zu allerlei die wirthschaftliche Entwickelung schädigenden Mitteln die Zuflucht genommen, um in möglichst vollkommener Weise das Gleichgewicht in dem Staatshaushalte herzustellen. Dieses Gleichgewicht kommt aber dann nur in den Zahlenpositionen zum Ausdruck. Wer es versteht, diese Zahlen mit Fleisch und Blut zu umkleiden, wer es vermag in richtiger Weise ihre Sprache zu deuten: dem offenbaren sie bald den wahren Zusammenhang der Dinge.

Betrachtet man unter diesen Gesichtspunkten das Budget, welches soeben der gesetzgebenden Körperschaft des österreichischen Kaiserstaates vorgelegt worden ist, so wird man bald zu der Einsicht kommen, daß es den thatsächlichen wirthschaftlichen Verhältnissen, welche innerhalb des genannten Reiches herrschen, durchaus nicht entspricht. Zahlenmäßig betrachtet ist das Budget ein gutes zu nennen. Es weist steigende Einnahmen auf; es schließt mit keinem Defizit ab; es stellt keine Anleihe in Aussicht — drei Momente, die bisher in den österreichischen Budgets kaum zu verzeichnen waren.

In besonderem Maße ist das gute Aussehen des österreichischen Budgets dem Umstande zu verdanken, daß die Staatseinnahmen in den letzten Jahren in beträchtlicher Weise gewachsen sind, gewachsen meist durch das scharfe Anziehen der Steuerschraube, durch die Kreirung neuer Steuern. Wenn diese erhöhte Inanspruchnahme der Steuerkraft des Landes im Einklang stände mit der wirthschaftlichen Entwicklung desselben, so wäre nichts gegen dieselbe zu erinnern. Das ist aber keineswegs der Fall! Man muß sich vergegenwärtigen, daß die industrielle und merkantile Krise, welche nunmehr schon seit Jahren sich geltend macht, in besonderem Maße auf Oesterreich lastet. Der Getreideexport des Landes, auf dem ein gutes Theil seiner wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit beruht, hat durch die Verschiebung der Verhältnisse, welche auf dem internationalen Markte eingetreten sind, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Eine der bedeutendsten Industrien, die Zuckerindustrie, ist im vorigen Jahre kaum dem vollständigen Ruin entgangen. Die verringerte Güterbewegung, die in der Minderung der Einnahmen der Eisenbahngesellschaften zum Ausdruck kommt, ist ein untrügliches Zeichen von der hochgradigen Stockung des Verkehrs. Und endlich zeigen die vielfachen Falliss-ements in der Waarenbranche, welche in der letzten Zeit innerhalb Oesterreichs in erschreckender Weise zugenommen haben, auf wie schwachen Füßen das wirthschaftliche Leben der Nation steht. Fürwahr, in einer solchen Zeit mit erhöhten Steuereingängen zu rechnen, wie es das österreichische Budget für 1886 thut, stellt der wirthschaftlichen Voraussicht der österreichischen Staatsmänner kein gutes Zeugniß aus. Es wird mit der Anspannung der Steuerschraube ein Experiment ins Werk gesetzt, das finanziell und wirthschaftlich die schädigendste Wirksamkeit ausüben muß.

Eine ungeschminktere Sprache reden die Zahlen des ungarischen Budgets. Das Defizit ist wiederum gegen das Vorjahr gestiegen. Einer Gesammteinnahme von 329,79 Millionen Gulden steht eine Gesammtausgabe von 344,65 Millionen Gulden gegenüber, so daß sich ein Defizit von 14,86 Millionen Gulden ergiebt, das um 2,98 Millionen Gulden größer ist, als das des Vorjahres. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß das Defizit ein noch ungünstigeres Aussehen annimmt, da bei der unerquicklichen wirthschaftlichen Lage, in welcher das Land sich befindet, es nicht unmöglich erscheint, daß die Einnahmen nicht in dem Umfange, wie sie in dem Präliminare in Aussicht genommen sind, eingehen. Hatte es doch schon in dem laufenden Etatsjahre Schwierigkeiten mit den Steuereingängen. Die Börse ist durch die Bekanntwerdung der Ziffern des ungarischen Budgets in unangenehmer Weise überrascht worden, was im ersten Augenblicke in dem Kursrückgang der ungarischen Goldrente seinen Ausdruck fand.

Ueber die Geschäftsentwickelung, welche die drei Gesellschaften, die auf dem deutschen Montanmarkte den Ton angeben, im abgelaufenen Geschäftsjahre genommen haben, ist in den letzten Tagen Näheres bekannt geworden. Ueber die Lage der Dortmunder Union läßt sich indeß, da das Zahlenmaterial, das bis jetzt veröffentlicht worden ist, nur ein geringes ist, noch kein vollgiltiges Urtheil abgeben. Aus den über Bochumer Gußstahlverein und Laurahütte bekannt gegebenen Daten geht indeß die unerquickliche Lage, in welcher die Montanindustrie sich befindet, aufs Unzweideutigste hervor, so daß auf eine entschiedene Besserung der Verhältnisse noch immer nicht zu rechnen ist.

Theater.

Von **Otto Neumann-Hofer.**

Das Ende der Berliner Posse.

Wie um das Absterben der siechen Berliner Posse durch einen tragikomischen Grabgesang vor aller Welt kundzuthun, haben sich H. Wilken und Ed. Jacobson, die letzten Säulen, welche von verschwindender, einstiger Pracht zeugen, zusammen gethan und dem „Wallnertheater" eine Posse mit Gesang versetzt, an welcher es schwer aber nicht lange zu tragen haben wird. „Unser Glückskind" ist der Titel des Opus, den man nicht ohne ein Gefühl wehmüthiger Ironie liest.

Die Autoren wollten jedenfalls einen Wiedererweckungsversuch mit einem Wesen machen, das sie für scheintodt hielten, das sich aber als wirklich mausetodt erwiesen hat. Ihr „Glückskind" sieht aus, wie eine Posse älteren Schlages à la Kalisch oder Pohl, welche einstmals, dem in Berlin so beliebten „Mädchen für Alles" vergleichbar, das Publikum mit Sinn und Unsinn, mit Humor und Rührung, mit Beidem in Wort und in Gesang, versorgte. Man erinnerte sich der glänzenden Zeiten, welche die Wallner-Bühne unter der lustigen Herrschaft dieser guten Dirne erfahren, man berücksichtigte, daß dieselbe Bühne durch die Possen neueren Schlages immer mehr an Popularität eingebüßt hatte, und man entschloß sich, den grotesken Versuch zu wagen, das Berlin der sechziger Jahre im modernisirten Zuschnitt wieder aufleben zu lassen.

Wie thöricht war der Versuch! Selbst wenn er mit mehr Geschick, Gewissenhaftigkeit und Witz ausgeführt worden wäre, konnte er nicht anders, als sein Ziel aufs Gründlichste verfehlen. Kann man denn in dem heutigen Berliner den Berliner der sechziger Jahre erwecken? Schwerlich. Die letzten zwanzig Jahre haben in der Reichshauptstadt eine neue Generation gezeitigt. Die genealogische Verbindung zwischen ihr und ihrer Vorgängerin wird nur durch einen verhältnißmäßig dünnen Ast repräsentirt, dem durch Inokulation fremder Triebe ein üppiger Wald von Zweigen angegliedert ist. Und selbst die Söhne des alten Berlin, die sich als solche kennen und mit stolzer Pietät fühlen, haben wenig mehr mit jener Zeit gemein, in welcher der Hauptstädter in dem „Bürgermeister von Mottenburg" noch eine interessante Person erblickte.

Es ist wirklich nicht zu leugnen: wir sind Weltstädter geworden. Was wir thun und treiben, denken und dichten, geschieht vor den Augen der Welt, und das natürlichste Point d'honneur zwingt uns, darauf zu achten, daß wir mit unserm Thun und Lassen uns Achtung vor der Welt verschaffen. Dazu ist es vor Allem aber nöthig, daß wir eine Sprache reden, welche die Welt mit einiger Mühe verstehen kann, und daß wir diese Sprache so reden, daß die Welt es der Mühe für werth hält, sich damit zu beschäftigen. Als wir noch eine kleine, abgeschlossene, glückselige Familie bildeten, da konnten wir es uns gefallen lassen, daß man uns in gemüthlichen Familienvorstellungen den harmlosen Saft, aus Humor und Blödsinn gebraut, vorsetzte und uns des Lebens Unverstand mit Behmuth genießen lehrte. Das war die schöne Aufgabe der alten Posse. Seitdem wir aber auf die Bühne der großen Welt getreten sind, haben wir nicht mehr das Recht, über unserem eigenen Behagen die Rücksicht vor dem Publikum aller fünf Erdtheile außer Acht zu lassen; wir spielen nicht mehr zu unserer eigenen Ergötzung, sondern zur Unterhaltung der Andern — kurz und gut, wir brauchen nicht mehr die Berliner Posse, den drollig verzerrenden Spiegel im Lachkabinet eines kleinstädtischen Jahrmarktes, sondern wir verlangen die weltstädtische Komödie, welche die Strahlen aus allen zweiunddreißig Richtungen der Windrose zusammenfaßt und wie in einem Brennpunkte vereinigt.

Die Kritik hat mit der sogenannten „neuen" Gesangsposse von Wilken und Jacobson nichts zu thun. Die Posse selbst stellt sich mit ihrer souveränen Freiheit von Allem, was Handlung, Logik, Witz und Laune heißt, unter den Strich, den die Kritik nicht wohl überschreiten darf. Ich beschränke mich darauf, objektiv das Urtheil zu referiren, welches das Publikum der Première in der unzweideutigsten Weise aussprach, selbst ohne einmal die selten außer Acht gelassene Rücksicht auf seine Lieblinge Thomas, Blencke und Guthery zu bewahren. Besonders verblüffend mußte auf die Zuschauer die Art von „Neuheit" wirken, in der sich dieses Mal die sonst so glücklichen Verfasser gefielen. Der dürftige Kern von Handlung war mit der Fabel übereinstimmend, welche uns in der vorigen Saison die Hamburger plattdeutschen Gäste in der Lokalposse „Hamburg an der Alster" vorgeführt hatten; das Motiv der Recherche nach einer Millionenerbin, die in der Dunkelheit lebt, war nach dem Mannstädtischen Rezept aus dem „Walzerkönig" eingeflickt und selbst an eine der letzten Wallner-Novitäten, die Moserische „Leibrente", erinnerte die Abfuhr, welche der Großkaufmann des Stückes dem Gauner desselben zu Theil werden läßt. Mag auch der Wilkenche Grundplan der Posse, wie ich gestern Abend im Foyer zischeln hörte, mit der erwähnten Hamburger Lokalposse von Schreyer und Hirschel gleichzeitig, ja, aus derselben Veranlassung entstanden sein, so durfte er doch, nachdem die Hamburger die Priorität des Erscheinens für sich hatten, nicht beibehalten werden.

Und doch barg die Wilken-Jacobson'sche Posse ein Intermezzo, das aus einer glücklichen Idee hervorgegangen und werth ist, als Ausgangspunkt einer neuen Aera des Berliner Bühnenhumors beachtet zu werden. Es war dies die Parodie der „Theodora", mit welcher sich einige parodistische Seitenblicke auf „Messalina" und „Don Cesar" vereinigten. Die großartige karikaturistische Leistung von Thomas und die Grazie des Fräulein Deckmann erzwangen in diesem Theile der Posse den einzigen stürmischen Applaus des Abends, ein Beweis, daß dieser gelegentliche Streifzug auf das Gebiet der Pariser „Revue" bei uns ein verständnißvolles und entgegenkommendes Publikum besitzt. Unsere Possen- und Schwank-Autoren sollten sich diesen Fingerzeig zu Nutze machen. Ein großstädtisches Publikum ist der wahre und immer kräftig nachklingende Resonanzboden für die Parodie, und dieses um so mehr, je weniger sich die parodistische Bühnenlaune auf die literarischen Ereignisse des Tages beschränkt und je mehr sie die politischen und gesellschaftlichen Erscheinungen zur Zielscheibe ihrer Witzpfeile macht. Verspottete die Posse die Menschen des kleinbürgerlichen Lebens, die in der eng umfriedeten Wirklichkeit so gravitätisch einherschritten, so löst die Parodie nach Art der Pariser „Jahresrevuen" mit befreiendem Humor die bängliche Spannung in der Brust des Großstädters, die der gewaltige Ernst der länderbewegenden Ereignisse und Personen hervorruft. Die Phantasie und die Hoffnung sind unbegrenzt. Und lassen wir sie einmal frei spielen, so hindert uns nichts, in der Bühnenparodie, welche die Zukunft uns vielleicht bescheert, den Anfang der aristophanischen Komödie zu erblicken, nach welcher eine stille Sehnsucht in der Literatur der europäischen Menschheit bisher vergebens glomm. Warum sollten wir in der Zukunft nicht einmal glücklicher sein, als die Franzosen, obwohl bisher das Glück niemals bei dem deutschen Lustspiel war? Nur einmal erst frisch angefangen:

Die Posse ist todt, es lebe die Revue!

Man macht soviel Wesens von der Vortrefflichkeit des modernen Schulzwangs und vergißt dabei doch Eines. Auch dem Aermsten, Elendesten werden die schönen Gefilde der Bildung gezeigt. In dem Augenblick aber, wo sich sein Auge zu öffnen beginnt, wo sich in seiner Seele der Durst regt nach Wissen und Kunstgenuß, heißt es: Zurück zu Hammer und Hobel und Haue. Der Schulzwang ist in der Idee sehr schön, aber er ist praktisch erst dann berechtigt, wenn die sozialen Verhältnisse es Jedem gestatten, die so geweckten Bedürfnisse des Geistes zu befriedigen, wenn nicht, wie jetzt, der ganze Arbeitstag des Unbemittelten dem Broderwerb gewidmet sein muß.

* * *

Aphorismen wollen nicht Früchte sein, sondern Samenkörner. Man muß sie in die Seele versenken, daß es dort sprosse und blühe und Frucht werde.

Musikalische Glossen

Von

Alexander Moszkowski.

Theater und Konzert.

Die Gunst des Publikums ist dem Offenbach-Cyclus in die Speichen gefallen, noch bevor er den dritten Theil seiner ersten Umdrehung vollendet hatte. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hat bereits beim „Orpheus in der Unterwelt" Halt machen müssen und damit die Idee eines sich stetig abwickelnden Cyclus aufgegeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß der künstlerische Gedanke, welcher dem Unternehmen zu Grunde lag, reiner zum Ausdruck gekommen wäre, wenn sich der gesammte Werdeprozeß der Offenbachschen Kunst von ihren Singspiel-Anfängen in den Champs Elysées bis zu ihrem Eintritt in die komische Oper in einem Zuge vor uns abgerollt hätte. Statt auf einen Offenbach-Cyklus scheint sich die Bühne jetzt auf einen Offenbach-Winter einzurichten, dessen cyklische Gliederung nach Wochenabschnitten zu bemessen sein wird. Mit gleichem Recht darf sich ein Opernhaus auf seinen Mozart-Cyklus berufen, wenn es im Laufe einer Saison das gesammte Mozartsche Siebengestirn in sein Repertoire aufgenommen hat; dasjenige aber, was die Vorführung einer in sich zusammenhängenden Reihe von Werken zum Cyklus macht, ist gerade die Kontinuität der Eindrücke.

Ich führe dies nur an, um zu zeigen, daß das künstlerisch Wünschenswerthe sich hier nur mit großen Opfern aus dem Plan in die Wirklichkeit hätte übersetzen lassen. Das wäre eben in vorliegendem Falle nur unter gleichzeitigem Verzicht auf eine erhebliche Gewinnchance möglich gewesen. Wer mit den nüchternen Ziffern des Kassirers zu rechnen versteht, wird dem Direktor Fritzsche keinen Vorwurf daraus machen, daß er es sich zunächst angelegen sein ließ, einen positiven Erfolg gehörig unter Dach und Fach zu bringen. Man kann die Wirkungen unmöglich ökonomisch richtiger anordnen: wer weiß, ob „Orpheus" nach den übrigen Werken der Reihe noch im Besitz seiner diesswöchentlichen Zugkraft gewesen wäre und ob er die von der Minute ausgeschlagenen vollen Häufer nachträglich zurückgebracht hätte! Mag daher auch das ursprüngliche Programm in seinem Werthe verkürzt worden sein — die Offenbach-Kampagne wird dadurch sicherlich verlängert, und für die meisten Operettenfreunde bleibt das ja am Ende die Hauptsache. —

Nun hat auch die Singakademie ihre Pforten wieder geöffnet, und schon die erste Wochenchronik hat von himmelstürmenden Klavierthaten zu erzählen. Frau Marie Jaell erschien als Konzertgeberin, gefolgt von der philharmonischen Kapelle unter Professor Mannstaedts Leitung, mit welcher sie zwei Konzerte, darunter ihr eigenes in C-moll, zur Aufführung brachte. Als diese Künstlerin noch in Gemeinschaft mit ihrem verstorbenen Gemahl Alfred Jaell auftrat, konnte man oft genug die Bemerkung hören, daß sie die männliche, er die weibliche Hälfte der Künstlervereinigung repräsentirte. Sie hatten sich zwar, wie natürlich, zu einer Spezialität im Zusammenspiel entwickelt, besaßen aber daneben, ebenso selbstverständlich, ihren Sonderehrgeiz als Solisten und hielten sich als Einzelspieler in streng abgetheilten Programmbereichen auf; er, der korpulente, dickfingerige und bequeme Alfred verwaltete das Ressort des perlenden Spiels, des anmuthigen Gefäuselns, der dem Ohre schmeichelnden Klangeffekte — sie tummelte sich in der hohen Virtuosenschule und lieferte die Ausdauer- und Kraftproduktionen.

Leider ist ihre Technik eine einseitige geblieben und hat es nicht dahin gebracht, sich mit der Grazie zu verschmelzen. Ihr Spiel wirkt stellenweis durch imposante Fülle, durch die Freiheit, mit der sie den Tastenapparat unter ihren Willen zwingt, niemals durch Schönheit; es prunkt dabei, was das Bedenklichste ist, mit einer Originalitätssucht im Ausdruck, welche fast durchweg einer Vergewaltigung des vorgetragenen Textes gleichzuachten ist. Wir erblicken in Frau Jaell eine jener Trabantinnen des Weimarer Kunsthofes, denen die Verzückung nicht aus den Gliedern will; unter ihren Händen wird Alles zur Rhapsodie; jeder Komponist erscheint ihnen als ein Sänger mit wildflatterndem Haar, der in bacchanischer Trunkenheit in die Saiten seiner Leyer greift und hundert Träume und Schmerzen in seine Tondichtungen hineinwebt, die bei Gelegenheit der Interpretation mit aller Gewalt wieder herausgeheimnißt werden müssen. Da werden denn mit vielsagenden Accenten einzelne Baßnoten herausgestochen, welche keine Bedeutung besitzen, da werden die Betonungen in der Melodie willkürlich vertauscht, kum den Anschein zu erwecken, als würde erst jetzt der wahre Sinn der Phrase entrathselt, da werden die merkwürdigsten rhythmischen Verschiebungen versucht, hier ein banges Athemholen hineingesetzt, wo sich Note an Note ungezwungen anschließen sollte, dort ein sprunghaftes Ueberhasten angewandt, wo bedächtiges Trennen angebracht wäre, und das Alles lediglich in dem eigensinnigen Bestreben, Neudichtungen voller Enthüllungen zu liefern.

Das Arsenal der Waffen, mit welchen Frau Jaell ihren Feldzug gegen die landesüblichen Auffassungen durchführt, wäre unvollständig, wenn sich nicht auch ein ganz aparter Pedalmechanismus darin befände. Wir haben bisher nur wenige Klavierspielerinnen gehört, die mit solcher Pedalfreudigkeit dem Prinzip der freien Resonanz Rechnung getragen und sich dabei so wenig um die kleinen Zwistigkeiten gekümmert haben, die zwischen den durcheinander klingenden Harmonien entstanden. Ganz besonders hartnäckig traten diese Dauer-Pedalführungen in der Schlußnummer der Solostücke „Jota Aragonesa" von Balakiroff auf; hier hatten sie sich dermaßen in Permanenz erklärt, daß das Grundthema (das nämliche, welches auch in der spanischen Rhapsodie von Liszt zur Verarbeitung gelangt) im Tonchaos streckenweise vollkommen unterging.

Trotzdem wäre der Schluß ein verfehlter, daß man es in Frau Jaell mit einer unmusikalischen Person zu thun habe. Schon die Thatsache, daß in ihr Kompositionstriebe rege sind, würde gegen ihn sprechen, und die weitere, daß sie Kraft genug in sich spürt, um es mit großen Formen aufzunehmen, widerlegt ihn gänzlich. An sich betrachtet kann das C-moll-Konzert der Jaell nur als ein mäßig erfolgreicher Versuch gelten, eine Klavier- und Orchesterdeklamation in Liszt'scher Sprache zu halten. Es ist zu wirr und unselbstständig, um den Namen einer guten Komposition zu verdienen, aber andrerseits auch mit zu vielen Geistesfunken durchsetzt, als daß es seiner Verfasserin den Vorwurf der Talentlosigkeit eintragen könnte; das Werk zeugt in der That von Begabung, ist brillant instrumentirt und bietet in seinem triumphalen Schlußsatz überraschend schöne Momente. Daß eine Künstlerin, die im Stande ist, sich schaffend zu bethätigen, in der Wiedergabe fremder Kompositionen so auffallenden Vortragssünden anheimfällt, drängt zu der Annahme, daß das Weimarer Klima das Emporsprießen eines einseitigen Interesses am Wagen und Phantastischen in ihr begünstigt, und daß dieses Interesse mit der Zeit die natürlichen Impulse der Pianistin überwuchert hat.

Europäische Sünden an der Türkei.

(Die andere Seite der Medaille.)

Von **Dr. Hans Barth.**

Smyrna, 30. September.

Mit nicht geringem Erstaunen erfuhren wir neulich aus deutschen Blättern die Schauermär, eine türkische Kriegsflotte blockire mitten im Frieden die kleine hellenische Insel Symi, die redlichen Bewohner derselben seien am Verhungern und flüchteten ins Gebirge und das Kabinet von Athen habe bereits energische Schritte in Konstantinopel gethan, um die Vergewaltigung jener Stammesbrüder zu verhindern — also regelrechte Greuel bulgarischer Erinnerung. — Indessen scheint die ganze sensationelle Kunde von Athen ausgegangen zu sein, das wieder einmal das Bedürfniß fühlt, in Panhellenismus zu machen und sich — was ja seit dem russisch-türkischen Kriege leicht ist — zur bramarbasirenden Beschützerin der „unglücklichen Unterjochten" aufzuwerfen. Zu diesem Zwecke sind aber „Greuel" oder mindestens „Gewaltakte" ganz unerläßlich.

Thatsache ist aber, daß fast täglich Berichte über ebensolche Thätigkeit griechischer resp. slavischer Emissäre in den türkischen Provinzen — speziell Makedonien — eintreffen; Thatsache, daß in Salonik, Dank der ganz öffentlichen panslavistischen Agitation und ohne daß die türkische Regierung nur intervenniren dürfte, ein Zustand herbeigeführt worden ist, der an den Kriegs- oder Aufruhrzustand erinnert. Vollständig ungestraft und am hellen Tage wird dort der christlichen Bevölkerung der Aufruhr, die Unbotmäßigkeit und das Evangelium in einer den ganzen europäischen Frieden gefährdenden brutalen und in Raub und Mord sich praktizirenden Propaganda gepredigt. Während der russische Konsul — derselbe, dessen sacrosanctes Haus coram publico den geheimen Komitees zum Versammlungsort und Arsenal diente — das Land, angeblich um die Lage zu studiren, durchreist, sind den türkischen Behörden zu einem thatkräftigen Einschreiten die Hände gebunden.

Die traurigen Konsequenzen dieser russischen „Studienreisen" liegen auf der Hand: Aufhetzungen im schlimmsten und gefährlichsten Sinne, weil die Propaganda durch die Anwesenheit eines legalen Vertreters nur den Schein der Legitimität gewinnt, und dadurch Bereitelung jeder noch so gut gemeinten Absicht der türkischen Regierung verursacht. Würden sich die Türken nun (wie doch ihr volles Recht) einfallen lassen, einen dieser fremden Emissäre in flagranti zu verhaften, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen und wegen Aufreizung zum Aufruhr oder thatsächlicher Auflehnung zu erschießen, so wäre im nächsten Augenblick eines einzigen Subjekts wegen die große orientalische Frage und das bekannte Geschrei von den „türkischen Greueln" wieder auf dem Tapet! Kein Wunder, daß die Regierung sich nolens volens auf nutzlose Protestnoten und Circulare beschränkt, während sie leicht im Stande wäre, mit Waffengewalt ihre Autorität wiederherzustellen.

Das Märchen von den „türkischen Greueln" hat sich immer mehr herausgestellt als das, was es war, als Märchen, als tendenziöse oder leichtsinnige Erfindung gewisser Phantasten à la Gladstone. Wurden doch diese Schreckensthaten dem orientalischen Publikum selbst meistens erst durch — die europäischen Blätter bekannt!

Haben aber da und dort wirklich Szenen stattgefunden, die im gegebenen Falle (aber ja nicht im Allgemeinen) unter die sehr dehnbare „Greuel"-Rubrik fielen, so ziehe man doch die fürchterliche Erbitterung in Betracht, die beiderseits entfesselt wurde — das Gefühl der Rache für die bestialischen Wuthausbrüche des slavischen, besonders des montenegrinischen Gegners, der plötzlich frei geworden, den in Minderzahl befindlichen früheren Herren mit teuflischer Rohheit entgegentrat, endlich die ungeheure Aufregung eines Volkes, das von allen Seiten, von den Jahrhunderte lang unterworfenen Provinzen, ja von ganz Europa angegriffen ward und in diesem Todeskampfe allein stand. Und die Türkei kämpfte in der That gegen ganz Europa und dazu noch gegen Unfähigkeit und Böswilligkeit im eigenen Lager.

Psychologischer Grund genug für Ausbrüche der Wuth, der Verzweiflung, der sogar oft genug unfähige oder feige Offiziere der eigenen Armee zum Opfer fielen!

Führen wir aber das Beispiel eines solchen, von der europäischen Presse bis zur Plünderung und Mord aufgebauschten Greuels an. Während des russisch-türkischen Krieges passirte eine bunt zusammengewürfelte Anzahl türkischer Landwehrleute aus dem Innern die Stadt Smyrna, um von dort aus auf Transportdampfern nach dem europäischen Kriegsschauplatze befördert zu werden. Auf dem Wege durch die Frankenstraße bis zum Bazar hatte sich eine ungeheure Menge angesteckt, die durch höhnische Zurufe, Verspottung der dem Innerasiaten eigenen hohen Lammfellmützen, in schweren, auf den Krieg bezüglichen Beschimpfungen das Höchstmögliche leistete, um die für ihr Vaterland und ihre Familien ausziehenden Leute zu reizen. Endlich in der Nähe des Bazars riß den von Natur sehr langmüthigen „Jurruks" die Geduld und sie beantworteten die Herausforderungen dadurch, daß sie mit ihren Handjars eine griechische Glasboutique zusammenhieben. Das genügte, um augenblicklich sämmtliche Läden der Stadt zu schließen und an die Stelle ausgelassenen Spottes bei der Rajahbevölkerung heilsamen Respekt hervorzurufen. Aber gleichzeitig war auch der „Greuel" fertig. Ist doch kein Volk seit einer Reihe von Jahren so sehr Objekt aller Verdächtungen und Verleumdungen geworden, als das osmanische, dessen große und schätzenswerthe Tugenden entweder verkannt oder — weggelogen werden. Mögen sich die Türken dafür bei Gladstone bedanken!

Das gegenwärtig besonders in Rumelien und Macedonien herrschende „Revanche"-System des einstigen oder noch jetzigen Rajah erscheint uns genau wie der „weiße Schrecken", der fürchterlicher war als der „rothe." Der Friede ist in diesen Ländern formell wieder hergestellt; unter dem Drucke des Berliner Kongresses und mehr noch unter dem der historischen Nothwendigkeit giebt sich die Regierung Mühe, bessere Verhältnisse zu schaffen, zu reformiren, zu reorganisiren — aber siehe da, während man das Schwerste von ihr verlangt, wälzt man ihrer Autorität gleichzeitig die unüberwindlichsten Hindernisse in den Weg. Und eben deshalb ist diese von gewissen Staaten direkt unterhaltene und geschürte Propaganda desto unverzeihlicher und unwürdiger — eine natürliche Frucht Gladstonescher Heuchelei. — Man reizt zum Aufruhr, zur Bildung von Räuberbanden, denen man den patriotischen Stempel aufdrückt, zur Einäscherung der muselmanischen Dörfer und Ermordung der Muselmanen, wo solches ungestraft geschehen kann (denn Muth gehört nicht zur Equipirung der macedonischen „Patrioten") — und das Alles im Dienste einer „großen Idee!"

Werfen wir einen Blick auf die gegenwärtige Lage des „Rajah". Ist sie wirklich so unerträglich? Wir werden das Gegentheil sehen. In Bezug auf die Steuerlast ist — horribile dictu — die Türkei trotz aller Lügen eines der geringstbesteuerten Länder. Die Steuern sind folgende: Grundsteuer, bei einer Besitzung unter dem Werth von 200 türkischen Liren = 4:1000 Piastern; über den Werth von 200 türkischen Liren = 8:1000 Piastern. — Der Zehente, der am empfindlichsten nicht den überwiegend handeltreibenden Rajah, sondern den türkischen Bauern trifft; in Naturalien, bei Weinbau in Geld zu bezahlen. — Die geringfügige Militärsteuer für den Rajah, der sich bei der mangelhaften Bevölkerungsstatistik, besonders in den Städten, häufig dieser Verpflichtung entzieht. Endlich eine Anzahl indirekter Steuern auf Spirituosen 2c. Mit dem Einfuhrzoll von 8 Prozent auf sämmtliche importirte Artikel und die Wachsumme der Tabaksregie bildet dies so ziemlich die einzige Einnahme des Staates. — Ziehen wir den Schluß: Die städtische Bevölkerung ist nahezu gänzlich steuerfrei, da weder Einkommen, noch Betriebssteuer und Aehnliches besteht. Der zumeist in christlichen oder ausländischen Händen befindliche Handel, Börse, Industrie, die doch den lautesten Anspruch auf Staatsschutz erheben, tragen fast nichts zur Unterhaltung der Staatsmaschine bei. Vielleicht erklärt dieser Umstand auch einigermaßen die schlechte Finanzlage des Reiches.

In politischer Beziehung reiht sich die Türkei absolut neben jeden Manchesterstaat an. Abgesehen davon, daß sich die Regierung jeder staatlichen Einrichtung in Handel und Gewerbe, jeder ärztlichen oder pharmazeutischen Konzessionsertheilung oder Verweigerung (Anm.: Mit letzterem System scheint in neuester Zeit gebrochen zu werden.) enthält, duldet sie gleichzeitig und stillschweigend jede destruktive Tendenz, wie sie an allen Ecken und Enden des Reiches von den verschiedenen Völkerschaften ungenirt betrieben wird. Unbehelligt hängen in Tausenden von Cafés die bedenklichsten Bilder aus dem sogenannten Befreiungskriege mit den bedenklichsten Begleitworten, unbehelligt die Bilder des Königs von Griechenland oder des Czaren und ungählige, direkt aufrührerische Embleme. Die türkische Polizei ignorirt dies Alles. Vielleicht ist es heute auch zu spät geworden, einzuschreiten — die alten Sünden der Toleranz gegen die unterworfenen Völkerschaften rächen sich bitter! Eine andere politische Sünde der Türkei an sich selbst: Mit Leichtigkeit gestattet sie ihren Staatsangehörigen ohne sticthaltigen Grund und bei fernerem Aufenthalt auf ottomanischem Gebiet, ihren Staatsverband zu verlassen und sich unter „fremden Schutz" zu stellen. Durch dieses Verhalten ist auch die nicht ottomanische Bevölkerung in den Städten, z. B. in Smyrna, beinahe zu einem Drittel der Gesammtbevölkerung herangewachsen! Und trotzdem ist es gerade das letztere, zumal das levantinische Element, das, ohne Gegenleistung an den Staat, den es verspottet, die kecksten Anforderungen stellt. Wird ein dieser Bevölkerungsklasse Angehöriger von Räubern (die fast ausschließlich im ganzen Reiche Christen sind!) in die Berge entführt, so ist es Sache der Regierung, Jagd zu machen und ihre Bataillone zu entsenden, um das theure Parasitenleben zu retten, dessen einziges Verdienst in tausend Fällen in der systematischen Ruinirung der türkischen Bauern, d. h. des Nationalwohlstandes besteht.

In religiöser Beziehung gewährt die Türkei das Bild einer mehr als demokratischen Toleranz. Wie ihr Beamtenkörper sich aus Bekennern aller Religionen zusammensetzt, so behandelt sie alle gleich, d. h. bekümmert sich de facto nur insofern um sie, als sie bei christlichen Festen ihren Militärapparat aufbietet, um Streitigkeiten und Blutvergießen der christlichen Konfessionen untereinander zu verhüten. Bekannt ist, daß blos türkische Bajonette die Ruhe am heiligen Grabe aufrecht zu erhalten vermögen! Und im Uebrigen läßt die Regierung, die gelegentlich ihre Musikkapellen zu christlichen Festen hergiebt, allen Richtungen bis zum schwärzesten und tollsten Jesuitismus freien Spielraum. Ja sogar für die Heilsarmee und anarchistische Reisepredger wäre im türkischen Reiche Platz. — Würde nun die türkische Regierung nach europäischem Vorbild wagen, dem finsteren, zumal für deutsche Interessen im Orient hemmenden Einfluß der Jesuiten durch Ausweisung zu begegnen, so würde ganz Europa über Religionsunterdrückung und Christenverfolgung schreien! Si duo faciunt idem, non est idem —; es ist einmal eine traurige Thatsache, daß die Türkei es Niemand recht machen kann, daß jeder ihrer Schritte verkannt oder falsch ausgelegt wird. Sucht sie energisch zu sein, wenn man in ihrem eigenen Hause Unfug treibt, so ist es Vergewaltigung und „Greuel" — steht sie mit gebundenen Händen, aber ruhig zu, so heißt sie schwach, energielos, „kranker Mann" und wird auf den Aussterbeetat gesetzt!

Citiren wir nur einige der Facta, die nicht einmal die schreiendsten sind, aber doch das Verhältniß der „lachenden Erben" zum „kranken Manne" beleuchten. Bekanntlich ist der türkischen Polizei verboten, in ein unter europäischem Schutze stehendes Haus einzudringen, selbst bei der Ertappung eines Verbrechens in flagranti. Erst unter Assistenz des bezüglichen Konsulatsbeamten ist ihr — ungeheuerlich genug! — die Ausübung ihres Berufes erlaubt. In letzter Zeit passirte nun in Smyrna die ergötzliche Geschichte, daß die Polizei einen Tabakschmuggler verfolgte und dieser letztere sich in ein griechisches Haus flüchtete. Obschon nun der Mensch sammt seinem Ballen in der Hausthüre verschwand, das Verbrechen also auf der Hand lag, mußte sich die Polizei dem Paragraphen fügen. Unterdessen brachte sich der Dieb durch die Hinterthür in Sicherheit, während das Corpus delicti vom Hausbesitzer als „Bakschisch" betrachtet wurde und nicht mehr von ihm reklamirt werden konnte. — Ein ähnlicher Fall: Zwei griechische Studenten aus Smyrna kommen von Athen in die Ferien. Nun ist für jeden Landenden ein „Teskerè (Paß) vorgeschrieben, event. die Erlegung einer Strafe von 2 Medjedies. (Fr. 8,60.) Die jungen Leute hatten nun aber weder ihr „Teskerè", noch wollten sie bezahlen. Es entstand eine Szene von bekannter griechischer Lebhaftigkeit; der Kawaß des griechischen Konsulats kam dazu und das Ende vom Liede war, daß die beiden Studenten ohne Teskerè und ohne Strafe den Boden Smyrnas betraten!

Dem europäischen Leser, der an solche Rechtsverletzungen nicht gewöhnt ist, drängt sich hierbei die Frage auf: Wieso ein Abweichen von der gesetzlichen Vorschrift auf Veranlassung eines Konsulatskawassen möglich war? Weshalb ließ man willkürlicher Weise und nur aus Furcht vor Konsulatschikanen einen Präzedenzfall schaffen, der (so unbedeutend er scheint) für die kaiserliche Autorität tief deprimirend ist?

Ziehen wir die Summa unserer Beobachtungen, so finden wir, daß an der unglücklichen Entwickelung der Türken noch ganz andere Faktoren schuldig sind, als Unfähigkeit oder Verstocktheit in ihrer Mitte — daß man gegen eine von Natur hochbegabte, durch ihre Religion aber zurückgebliebene und verachtete Race ungerecht und unlogal verfährt. Man treibt heutzutage nicht mehr Gefühlspolitik, und dennoch bejammert man noch immer das „schreckliche Loos" der unter türkischem Szepter vereinigten Völkerstämme, ohne zu erwägen, daß das einheitliche Zusammenschweißen so vieler in Religion und Race verschiedener bunt untereinandergemischter Völkerschaften und die Neutralisirung ihrer individuellen Gegensätze zu den schwierigsten, aber undankbarsten Aufgaben der Weltgeschichte gehört.

Paradoxe und Anti-Paradoxe.

Von

Gilbert Hofer.

Als vor doppelter Jahresfrist Max Nordau den überreizten Appetit der Buchleser mit seinen „konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" beschenkte, einem Buche, wie es seit langem der Gaumen der literarischen Feinschmecker ersehnt, welches den Anschein strenger Wissenschaftlichkeit mit dem pikanten Darstellungsreiz eines Sensationsromans in klassischer Weise vereinigte, da lebte man der Erwartung, daß der Büchermarkt in Bälde von Gegenschriften überfluthet sein würde. Aber es blieb still. Nicht, daß Nordaus Buch unbeachtet vorübergegangen wäre. Dagegen spricht die große Zahl der Auflagen. Aber sei es, daß die Gegner sich nach dem ungestümen Angriff nicht so bald zu sammeln vermochten, oder daß sie versuchten, die Bedeutung ihres Feindes durch Stillschweigen künstlich herabzumindern, genug, sie schwiegen und überließen die öffentliche Reaktion auf das Buch den Journalisten. Diese freilich wurden von der unerwarteten Ehre so überrascht, daß sie sich kaum zu helfen wußten. Die Nordau freundliche oder nicht geradezu feindliche Presse rettete sich mit wenigen Ausnahmen in das bekannte diplomatische Spiel

Den Pfingstsonntag will ich mir merken!

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit

[Schluß.] von

P. A. Rosegger.

Ganz unglaublich war die Wirkung der Missionäre auf das Volk. Meilenweit kamen die Leute herbei, anfangs aus Neugierde, bald aus Frömmigkeit und Buße, deren Ausübung plötzlich zu einem Hochgenuß geworden war. Die Priester predigten längst nicht mehr in der Kirche, sondern nur im Freien, wo an der Kirchhofsmauer eine Kanzel errichtet worden war. Und es war kein gewöhnliches Predigen — jenes stets nur dogmatischen Inhaltes, der die Gemeinde so gleichgiltig läßt, wie den Prediger. Schon Ton und Aussprache dieser Priester war eigenartig; — sie wären aus dem Tiroler Land, hieß es, wo es sonst so lustige, weltliche Leute giebt, die in den Wirthshäusern Jodler singen. Das waren Andere! Die Predigten der Missionäre waren voll Gluth, Leidenschaft und dann wieder voll Innigkeit, sie bewegten sich immer nur im Ideenkreise des Volkes, brachten zahllose Geschichten, die scheinbar aus dem Leben gegriffen waren, und Beispiele aus der bäuerlichen Anschauungsweise. Mit Hinweis auf die lieben Kleinen in der Wiege, auf die duldenden Kranken, die fern in den stillen Stuben leiden, während die Gesunden der Gnaden der heiligen Mission theilhaftig werden, auf die Angehörigen in fremden Ländern, auf die Todten, die unter den Füßen der Zuhörer ruhen, griffen sie den Leuten ans Herz; und als das Herz aufgefurcht war, legten sie den Samen zu vielen Tugenden hinein, aber auch den der Frömmelei, der Unduldsamkeit, der Verachtung gegen Schule und Fortschritt, gegen Eisenbahn und Telegraph und den Samen des blinden Anschließens an die Absichten der Kirche. So schlicht und einfältig sich Alles anhörte, es war doch unendlich klug und fein gewebt, und heute weiß ich's —: nicht dem Sittengesetze sind wir damals gewonnen worden, sondern der Kirche. In mir war ein wahrer Zelotismus erwacht, ein Haß- und Rachegefühl gegen Andersgläubige oder auch gegen solche Katholiken, die sich aus dem Papste nichts machten. Sogar die Seelsorger unserer Nachbarspfarren Kindberg, Stanz, Langenwang und Mürzzuschlag begann ich zu verachten, weil sie mir zu weltlich gesinnt schienen, die Hausirjuden und Protestanten nicht austrieben aus ihren Gemeinden, die Eisenbahn nicht zerstören ließen, die doch so viel Unheil in die Gegend brachte. Ein halbes Jahr lang wurde in unseren Bergen nichts als gegen die Sünder gesucht, und nichts als gebetet um Erlösung der armen Seelen aus dem Fegefeuer, um Erlangung von Ablässen, und nichts gebetet, als immer wieder die Missionssegen und Ablaßgebete, die Amulete und Rosenkränze, die man sich während der Mission in den Buden auf dem Kirchplatz zu Fischbach gekauft hatte. Nach einem halben Jahre begann die Frömmigkeit wieder langsam zu verdunsten.

Die Missionspriester mußten das wohl vorausgeahnt haben. Als Andenken und ewigen Mahner an die „Gnadenzeit" wollten sie am Tage ihres Abschiedes das große Missionskreuz aufstellen an der Kirchenmauer zu Fischbach. Solche Kreuze pflegen bekanntlich riesigen Grabkreuzen ähnlich und ohne Christusbild zu sein. „Der Heiland ist schon herabgenommen", sagen sie bei der „Kreuzpredigt", „jetzt, Sünder, müßt ihr hinauf!"

Aber der Pfarrer von Fischbach machte seine Missionäre darauf aufmerksam, daß die Leute gegen ein christusloses Missionskreuz Mißtrauen haben könnten, weil im Volke eine alte Prophezeiung gehe: daran werde man den Antichrist erkennen, daß er heilandslose Kreuze aufstelle.

So mußte eilends nach Graz um einen „Christus" geschrieben werden, „aber nicht auf dem Postwagen schicken, sondern auf der Eisenbahn nach Kindberg, sonst kommt er zu spät!"

Mittlerweile erhielt der Zimmermeister Josef in Fischbach den Auftrag, das Kreuz zu verfertigen; es hatte vierzehn Schuh hoch zu sein. Der Zimmermeister dingte sich einen Taglöhner — und zwar unsern Dikkel —, um mit ihm in den Wald zu gehen und einen Baum zu fällen. Am Fuße des Teufelssteingebirges standen stattliche Fichten und Kiefern, aber da hieß es, zu einem Kreuze müsse ein hartes Holz sein. Jedes Kreuz ist hart, das war freilich einzusehen. Der Meister entschloß sich für einen Lärchbaum, der am Waldrande stand. Aber als die Männer ihre Säge daran legten, kam der alte Almhalter Guisel herbeigehumpelt. Der hatte einen großen, fast kahlen Kopf, der tief zwischen den Schultern steckte, und diesen Kopf schüttelte er, als die Säge in den Baumstamm rauschte.

„Was wollt's ihr dann damit?" fragte er endlich schnarrend.

„Aus diesem Baum wird das Missionskreuz gezimmert," rief der Meister Josef laut, denn der Almhalter war schwerhörig.

„Das Kreuz?" fragte der Alte, „aus diesem Baum!"

„Warum denn nicht?"

„Haben die Geistlinger den ausgesucht? Ich glaub', es stehen bessere im Wald."

„Hat ein kernfestes Holz," sagte der Meister.

„Das wird schon sein, das," versetzte der Almhalter, „wenn sich nur der Leitenbauer nicht daran hätte aufgehenkt — erst vor drei Jahren."

„Das wäre der Lärchbaum, an den sich der Leitenbauer —?" fragte der Meister.

„Ist's," sagte der Halter, „liegt der Selbstmörder auch eingescharrt unter Euren Füßen."

Der Meister Josef zog die Säge langsam aus dem Einschnitt, den sie dem Baum schon beigebracht hatten.

„Saggra!" rief er dann, „da wären wir einmal beim Unrechten gewesen!"

mit vieldeutigen Wendungen, welches weder Zustimmung noch Ablehnung bedeutet. Die gegnerische Presse aber erhob ein wahres Wuthgeheul ohne Sinn und Verstand, und selbst ein Mann, wie Hans Herrig wußte in seiner Besprechung des Nordauschen Buches in der „Schlesischen Zeitung" nichts Anderes als ein kindisches Gefalbader hervorzubringen. Die vielen schwachen Angriffspunkte in Nordau's Buche übersah man hüben und drüben. Anstatt ihm auf den naturwissenschaftlichen Boden seiner Spekulation zu folgen, und zu versuchen, ihm hier mit reicherem Thatsachenmaterial und besseren logischen Waffen zu begegnen, negirte man entweder in aufblasener Unwissenheit die wissenschaftlichen Voraussetzungen Nordau's, und damit die ganze Naturforschung oder man nörgelte an einzelnen nebensächlichen Aufstellungen vom Standpunkt einer seichten Alltagsphilosophie, oder man verlegte sich endlich auf die spitzfindige Suche nach Widersprüchen, die, selbst wenn erwiesen, über die Wahrheit der einen oder anderen Bestimmung nichts entscheiden konnten. Der Schalk Nordau hatte allen Grund, sich über seine Kritiker ins Fäustchen zu lachen.

Er mußte dem feuilletonistisch-wissenschaftlichen Alarmruf seiner konventionellen Lügen noch einen zweiten, lauteren folgen lassen, um einen Gegner zu einer gleichartigen Beantwortung zu reizen. Das geschah durch seine „Paradoxe", welche die blendenden Eigenschaften des ersten Buches, vor Allem die pikante Verbindung von modernster Wissenschaftlichkeit mit lebendigstem Feuilleton-Stil noch gesteigert an sich trugen. Die soeben erschienene Gegenschrift führt den Titel „Paradoxe der konventionellen Lügen."*) Der Titel ist spekulativ vortrefflich, ja er drängt sich mit einer solchen Unabweislichkeit auf, daß schon seinetwegen allein das Buch hätte geschrieben werden müssen. Der eigentliche Verfasser dieses Titels ist Nordau, und indem der anonyme Verfasser der Gegenschrift ihn acceptirte, brachte er gleich auf dem Umschlage seines Buches dem Gegner eine Huldigung dar. Freilich will es Einem bei der Lektüre des Anti-Nordau an manchen Stellen bedünken, als ob die Gegnerschaft nicht allzu ernst gemeint gewesen und die beiden Feinde dazu angethan seien, sich gelegentlich einmal die Hände zu reichen zum gemeinschaftlichen Kampf gegen gemeinschaftliche Widersacher. Denn nicht nur erinnert die Bildung des Titels an Nordausche Art, sondern es giebt lange Stellen in dem Buche, in denen unfreiwillig und noch häufiger freiwillig dem Gegner ein lautes Loblied gesungen wird. Und ist der Stil, die Darstellungsweise, die Energie des Ausdrucks, die verschmitzte Wahl erläuternder Beispiele, welche der Verfasser mit seinem Gegner gemein hat, durch Nordausche Suggestion zu erklären, so ist diese Suggestion in so hervorragendem Maße gelungen, daß Nordau sich Glück wünschen kann und daß der Verfasser die Behauptung sich gefallen lassen muß, in ihm sei etwas Geist von Nordaus Geiste. Darum wird es dem Autor der Gegenschrift auch oftmals schwer, Nordau mißzuverstehen, was er an manchen Stellen nöthig hat, um gegen ihn polemisiren zu können, und in einem Augenblick des Selbstvergessens, als er eine schwungvolle Tirade über die Stumpfheit der Massen gegen die geistige Größe losläßt, (S. 69 u. 70), drückt er, gerührt und wehmüthig, Nordau die Bruderhand und nimmt ihn, den geschmähten Materialisten, feierlich in seine geheiligte Bruderschaft der Idealisten auf. „Man faselt über abstrakten Idealismus", sagt er mit rührender Ironisirung seines eigenen Buches, „und läßt das lebendige Ideal wie von je als Aschenbrödel verhungern. Dann schreibt einmal die gekränkte Eitelkeit eines Idealisten ein Buch wie die „konventionellen Lügen", — die Welt liest es, freut sich und — bleibt beim Alten."

Der Verfasser des Anti-Nordau will aber nicht beim Alten bleiben, er will zum Aelteren zurück. Versucht man den positiven Inhalt seiner Ausführungen aus dem ziemlich systemlosen, aber stilistisch frisch und gewandt vorgetragenen Durcheinander von Polemik und selbstständiger Meinung herauszudestilliren, so ergiebt sich als Pendant zu dem farbenreichen Zukunftsbilde Nordaus ein fast ebenso glänzendes Gemälde mittelalterlicher Vergangenheit. Der Verfasser erblickt die Heilung der neuzeitlichen Schäden, die auch er nicht leugnet, in einer Durchbildung und Ausbreitung des christlichen Pessimismus, der die Welt verachtet und die naturwissenschaftliche Aufklärung des modernen Zeitalters haßt. Er sagt, die mittelalterlichen Ritter, die für die platonische Huld ihrer Damen sich in den Kreuzzug warfen, diese dummen Kerle hätten hundermal mehr geleistet, als bisher die nervenschwache Generation der naturwissenschaftlichen Aera, und er kann nicht verächtlich genug sprechen von dem „Aufkläricht" der naturwissenschaftlichen Doktrinäre, welche sich sogar vermaßen, wie z. B. in Buckles „sogenannter" „Geschichte der Civilisation", das Mittelalter herabzusetzen. Solche Urtheile kann der anonyme Autor mit voller Gewissensruhe aussprechen, da er die glückliche Unbefangenheit der Ahnungslosigkeit in allen naturwissenschaftlichen Dingen für sich hat. Besonders an allen Stellen, wo er über die Darwin'sche Evolutionstheorie ein kräftig Wörtlein fallen läßt, erweist sich seine Auffassung und sein Verständniß dieser Lehre als geradezu kindlich naiv.

Nichts ärgert den Verfasser mehr, als Nordau's Vertheidigung des Optimismus. Er sagt, die Beweise desselben grenzten an's Alberne. Wie soll man aber die Verwerthung derselben Beweise für den Pessimismus des Autors nennen? Die Höflichkeit verbietet mir, die Steigerungsfähigkeit der deutschen Sprache in diesem Punkte zu erproben. Wenn Nordau für seine Meinung anführt, daß man unbedenklich auf der Eisenbahn reise, obwohl Unglücksfälle täglich vorkämen, so sieht sein scharfsinniger Gegner darin gerade einen Beweis für den Pessimismus des Menschen, indem dieser gleichgiltig am Rande des Abgrundes, wie der Schweizer Grasheuer, aus purer Gewohnheit hinwandelt. Nordau nennt es optimistisch, wenn, wie einmal in Frankreich, so viele Menschen sich an einer Lotterie betheiligen, welche 14 Millionen Loose à 1 Franc ausgiebt, und wenn doch ein Jeder hofft, den Haupttreffer von 500,000 Franken zu gewinnen. Sein anonymer Gegner erblickt aber darin gerade einen tief pessimistischen Grundzug, denn der Spieler verzweifelt gänzlich, auf normalem Wege etwas zu erreichen, so daß er selbst nach der allernsten Chimäre hascht, wie nach einem letzten Strohhalm. Ich glaube, man sieht hieraus, daß, milde ausgedrückt, die Beweise der beiden Gegner einander würdig sind. Die Sache selbst anlangend, befindet sich Nordau in dem Vortheil, daß er nicht versucht, uns den Optimismus als erklärendes Weltprinzip aufzureden, während sein Gegner diesen Versuch mit dem Pessimismus allerdings ernsthaft unternimmt. Auch hierin, in der Verkennung des Umstandes, daß Optimismus sowohl wie Pessimismus dürftige und von der Wahrheit ablenkende Surrogate für eine exakte Welterklärung sind, erweist sich die wissenschaftliche Unzulänglichkeit des Polemikers.

Die Flucht in die vergangene Gefühls- und Anschauungswelt eines mystisch gefärbten Pessimismus kann der Autor nicht anders vollziehen, als indem er die gegenwärtigen Zustände noch radikaler verwirft, als Nordau. Man traut seinen Augen nicht, wenn man in einem Anti-Nordau Nordau übernordaut findet. Auf Seite 67 ff. giebt der Anonymus eine mit ingrimmiger Ironie gewürzte Erklärung für die Achtung, die man allerseits dem Adel entgegenbringt, eine Erklärung, welche hierin weit energischer eine „konventionelle Lüge" konstatirt, als es bei Nordau geschieht. Und auf Seite 62 steht kurz und bündig zu lesen: „Die „Kulturmenschheit", die „Kultur" und andere schöne Worte — das sind alles „konventionelle Lügen." Nordau kennzeichnet innerhalb der Kultur nur gewisse Erscheinungen als Lüge; sein Gegner verwirft die gesammte Kultur als Lüge. Wie es damit zu vereinigen ist, daß der Autor auf jeder Seite seines Buches Nordau schmähend vorwirft, daß seine „konventionellen Lügen" in Wirklichkeit „konventionelle Wahrheiten" seien, das bleibt das Geheimniß der eigenartigen Logik des Verfassers.

Von vornherein geht der Autor bei seiner Polemik von einer irrigen Ansicht aus. Er bekämpft Nordau, als ob dieser die wirklichen Zustände Lügen genannt hätte. Das ist aber nicht der Fall; denn was wirklich existirt, kann keine Lüge sein. Nordau hat mit dem Wort „konventionelle Lügen" nichts Anderes, als das praktische Verhalten desjenigen Theiles der Menschheit zu brandmarken beabsichtigt, welcher in seinen Ueberzeugungen die heutigen Zustände als theoretisch überwunden betrachtet und ihnen dennoch praktisch Ehrfurcht heuchelt.*) Ich will nicht leugnen, daß der Verfasser in manchen Theilen seiner Polemik recht glücklich und fast immer anregend ist. Er hat sich denn auch die in ihren positiven Festsetzungen schwächsten Kapitel der beiden Nordauschen Bücher ausgesucht, diejenigen, welche über die Geschlechtsbeziehungen und über die Psycho-Physiologie des Genies und Talents handeln. Für den Erfolg seines Buches ist es nicht glücklich, daß er die Polemik gegen den ersten Gegenstand an die Spitze gestellt hat. Seine Tiraden über die Natur der Liebe sind so nebelhaft gehalten, daß ein klarer Gedanke aus ihnen nicht hervorleuchtet. Er hätte die betreffenden Kapitel bei Schopenhauer lesen sollen, in denen auf seine Fragen, die er an Nordau stellt, längst eine bündige Antwort gegeben ist. Seiner Abfertigung der kapriziösen Nordauschen Analyse des Genies und Talents wird jedoch Jedermann bereitwillig beistimmen.

Ich hätte es gern gesehen, wenn der geistvolle Verfasser vermieden hätte, maltitiöse Anspielungen auf den Muth Nordaus zu machen, der sich herausnehme, die kecksten Wahrheiten zu sagen, während er „fern vom Schusse" in Paris sitze. Nordau hat jedenfalls den Muth gehabt, seine Bücher, die ihm gewiß viel Feindschaft eingetragen haben, mit seinem Namen zu zeichnen. Sein Gegner hüllt sich in den Schleier der Anonymität. In den literarischen Kreisen gilt dieses als der denkbar geringste Beweis von Muth — zuweilen aber als ein Versuch, durch die abenteuerlichsten Muthmaßungen über den wahren Verfasser das Geschäft rentabler zu machen. Wer in einem Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen.

*) Berlin 1885. Verlag von Steinitz und Fischer.

*) Der Verfasser hätte es vermeiden sollen, auf dem Nordauschen Revier nach Widersprüchen Jagd zu machen. Nichts wäre leichter, als eine Wiedervergeltung, da sein viel kleineres Werkchen von Widersprüchen wimmelt.

Das Berliner Lutherdenkmal.

Von Franz Joachim.

„Sie haben ganz Recht, meine Damen, wenn Sie behaupten, das ‚mulier taceat" sei auf die Kirche und die Politik zu beschränken und nicht auf Kunstfachen auszudehnen: unverantwortlicher Weise, so sagen Sie, hat man die Damen von der Jury ausgeschlossen, welche über die Konkurrenzentwürfe für das Berliner Lutherdenkmal zu entscheiden hat. Nehmen Sie meinen Glückwunsch zu der vortrefflichen Idee, sich selbst zu einer Jury zu konstituiren, um Ihrerseits die Preise zu vertheilen. Doch höre ich Sie klagen, daß Sie keine Einigung erzielen können, und Sie bitten mich um mein Urtheil. Aber wie dürfte ich der Entscheidung einer so mächtigen Damenjury vorgreifen? Das Eine sei mir gestattet, Ihnen die Gesichtspunkte klarzulegen, nach welchen meines Erachtens ein Lutherdenkmal zu beurtheilen ist."

Die Damen: „Aber Diskretion, Herr Doktor!"

„Selbstverständlich, meine Damen, ich sage keiner Seele, daß ein Herr in Ihrer Jury mitberathen hat. Aber die Gesichtspunkte für die Beurtheilung! Betrachten wir zuerst, wie die Künstler die Luthergestalt aufgefaßt haben.

Natürlich mußte eine Lutherstatue Porträt sein. Aber welches unter den vielen existirenden sollte der Künstler wählen? Ich glaube, es kann nur das eine sein, welches im Volke lebt, das uns allen vom Katechismus her lieb und vertraut ist. Ich behaupte, dieses muß selbst dann gewählt werden, wenn es weniger historisch treu sein sollte, als andere; denn wer Luther andere Züge giebt, wird dem Volke, für das er schafft, unverständlich. Nicht wenige der zur Konkurrenz gelangten Lutherstatuen würden allein unter diesem Gesichtspunkt abzuweisen sein.

Aber wie soll der gewaltige Mann mit den uns allen so vertrauten Zügen dargestellt werden? Dies ist die Kernfrage.

Einige Künstler meinten, daß eine bestimmte Situation, ein Moment aus Luthers Leben so inhaltsvoll gewesen sei, daß in diesem Luthers ganze Persönlichkeit am trefflichsten zum Ausdruck komme. Allein diesen Moment bezeichnen sie verschieden; die einen glauben, es sei die Verbrennung der Bannbulle, die anderen, es sei Luthers Vertheidigung seiner Lehre vor dem Kaiser in Worms gewesen. Gewiß, in beiden Fällen ist ein hochbedeutender Moment dargestellt. Aber läßt sich wirklich die eigenartige, individuelle Größe eines Menschen in einer seiner Handlungen am besten verkörpern? Ich glaube nicht, und wie ich haben die meisten der konkurrirenden Künstler geurtheilt.

Etliche von diesen haben nicht eine bestimmte Handlung gewählt, sondern eine oft wiederkehrende, für den Gottesmann besonders charakteristische Handlung: das Predigen. Und der Gedanke, den Lehrer eines neuen Bekenntnisses predigend darzustellen, ist gewiß zutreffend, dazu ist er ebenso verständlich, wie naheliegend. Die Durchführung desselben ist eine verschiedene: hier sehen wir den im Feuereifer der Ueberzeugung fortreißenden, dort den milden Lehrer der gereinigten Religion der Liebe.

Doch, frage ich, läßt der Künstler auch dem gewaltigen Manne, welcher der Geschichte von Europa neue Bahnen gewiesen hat, Gerechtigkeit widerfahren, wenn er ihn als Prediger darstellt? Glaubensstarke Lehrer des protestantischen Christenthums hat es viele gegeben, aber nur ein Luther ist gewesen, und er steht riesenhoch über allen. Wodurch? Durch die Macht, mit welcher er die neue Lehre erkannt hat trotz Papst und Kirche, durch die Gewalt, mit welcher er sie bekannt hat, trotz Kaiser und Reich. Und diese einzig große Person soll uns ein predigender Geistlicher darstellen? Eine viel, viel höhere Aufgabe hat der Künstler zu lösen, welcher einen Luther bilden will. Wie er sie lösen soll? Wir können nicht dem Künstler vorschreiben, wie er schaffen soll, wir können nur beurtheilen, was er geschaffen hat. Und ein Luther, wie ich ihn mir denke, ist geschaffen — es ist der Luther von Rietschel in Worms. An ihm, meine ich, müßte man den Luther messen, welcher die deutsche Hauptstadt schmücken soll, und wenn ich nicht irre, giebt es wenigstens einen auf der Ausstellung, für welchen jenes Maß nicht zu groß ist.

Doch, meine Damen, ich wollte Ihnen kein Urtheil vorlegen, sondern

---

„Jetzt muß ich schon fragen," redete nun der Diktel drein, „ich bin von Alpel herüber, warum hat er sich denn aufgehenkt, der Bauer?"

„Das ist so hergegangen," erzählte hierauf der Almhalter und stieß die Worte scharf heraus. „Jetzt der Leitenbauer, das ist ein Wildschütz gewest. Hätt's nicht noth gehabt, er hätt' zu leben gehabt. Aber der böse Feind, der laßt Keinen mehr aus, ben er einmal hat. Gerad am großen Frauentag ist's gewest im Herbst, geht der Leitenbauer, dieweil Andere in der Kirchen sind, mit der Büchsen hinaus in den Fischbacherwald; da derwischt ihn ein Birkfelder Jagerbursch, und den schießt er nieder."

„Der Wildschütz den Jäger?" fragt der Diktel.

„Schießt ihn nieder, und kein Mensch hat's gewußt, wer's gethan hat. Die Geschicht' ist wieder still worden, aber der Leitenbauer ist verzweifelt, wie der Judas. Ein Briefel läßt er zurück. Er kunnt keine Rast und Ruh finden, er hätt' den Jägerburschen erschossen und müß't sich aufhenken. Alsdann, da an diesem Lärchbaum — das ist der Ast das, mit dem dürren Stiffel — da hab' ich ihn gefunden."

Hierauf suchten die beiden Männer einen anderen Baum. Als er fiel, schwirrte aus dem buschigen Wipfel junges Gevögel. „Die armen Thierlein", sagte Meister Josef, „müssen ihr Haus fahren lassen. Und wenn's nicht für so was Heiliges wär', so möcht' ich sagen, dieser Baum ist noch zu jung zum Sterben."

Der Diktel zwinkerte mit seinem Auge, schnob manchmal durch die Nase, sagte aber nichts. Er, der sonst gesprächige Mann, war völlig kleinlaut.

Und am hohen Mittag, während der Meister hinab ins Dorf gegangen war zum Essen, der Diktel aber zurückgeblieben im stillen Wald, saß er auf dem Baumstock, schaute auf das zum Theil ausgehauene Kreuzholz hin und murmelte: „Zimmere ich aus dem Baum das Christikreuz. Und er kunnt so gut mein Galgen worden sein, wie der dort drüben dem Leitenbauer seiner worden ist, wenn mich mein Herrgott hätt' verlassen am Pfingstsonntag. — Bist gleichwohl heut' noch nicht geweiht, heiliges Kreuz —!" Er kniete nieder, umarmte das Holz: „Jetzt nehm' ich mir's für, Wild stehlen gehe ich nimmer!"

Als der Meister Josef zum Walde zurückkam, war der Diktel frisch und lustig.

Am letzten Tage der Mission hatte sich eine unerhörte Menschenmenge versammelt zu Fischbach. In der Nacht war „Buß' und Gnad'" geläutet worden, daß die Leute aus den Häusern hervorgingen, sich umarmten. Am Nachmittag war große Prozession über die Felder bis hinaus zu den Schatten des Fischbacherwaldes. Acht Männer trugen auf den Achseln das Missionskreuz wagrecht, wie eine Bahre. Es war braun angestrichen, hatte einen lebensgroßen Christus und war umwunden mit Waldranken und Rosen. Die Priesterschaft — aus weit und breit war die Geistlichkeit gekommen — schritt hinter dem Kreuze her, und die Missionäre waren versunken in inbrünstiger Andacht. Zurückgekehrt zur Kirche, ward das Kreuz sofort aufgestellt unter dem Gesange des Volkes:

„Heiliges Holz, sei hoch verehret,
Kreuzstamm Christi, meines Herrn!
Heiliges Kreuz, sei unsre Fahne
In des Lebens jeder Noth,
Die uns wecke, die uns mahne,
Treu zu sein bis in den Tod;
Sei mit Mund und Herz verehret,
Kreuzstamm Christi, meines Herrn!"

Meine Empfindungen jener Stunde sind nicht zu beschreiben. Die niedergehende Sonne legte einen überirdischen Glanz auf das erhöhte Kreuzbild, auf die Kirche, auf die Waldberge ringsum. Dann wurde die „Kreuzpredigt" gehalten, und Abends, als in der Dämmerung schon die Wachslichter schimmerten auf dem mit Menschen überfüllten Kirchhof, fand die „Urlaubspredigt" statt.

Bei dieser war der Redner anfangs vor innerer Bewegung kaum im Stande zu sprechen. Er sagte, daß es nun wohl gelte, Abschied zu nehmen bis auf den jüngsten Tag. Aber beim Gerichte Gottes wolle er sich alsbald umsehen nach seinen geliebten Fischbachern, und er hoffe in Zuversicht, Eltern und Kinder, Gatte und Gattin, Freund und Feind in der Gnade der alleinseligmachenden Religion vereinigt zu finden, daß Keines fehle und Keines verloren sei. Niederkniete er endlich und bat die Mutter Gottes, zu deren Bildniß an der Kirchenwand er sich wendete, das stille Alpendorf zu beschützen vor Feuer und Wasser, vor Wetter und Seuchen und besonders vor den Irrlehren, mit denen der böse Feind heutzutage die Welt überfluthe. Endlich gab der Prediger uns und den Todten, die in den Gräbern ruhten, das Letzte und Größte der Mission, das Unterpfand des ewigen Lebens: — den päpstlichen Segen.

Tief erschüttert gingen die Menschen auseinander. Die alte Riegelbergerin aber blieb am Thore des Pfarrhauses stehen und schwur hoch und heilig, sie begleite diese frommen Männer auf allen ihren Wegen und weiche nimmermehr von ihnen.

Wir, Vater, Mutter, Knechte, Mägde und ich, gingen den nächtigen Weg über das Gebirge heim. Als wir auf der Höhe waren und noch einmal zurückschauten in die Fischbacher Gegend und auf das Dorf, wo im Kirchhofe noch die Lichtlein schimmerten, sagte meine Mutter: „Ja, meine Leut', eine solche Zeit werden wir leicht wohl nimmer erleben!"

Voller Wehmuth stiegen wir niederwärts gegen unser einsames Heim.

Am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, soll die alte Riegelbergerin immer noch gestanden sein an dem Thore des Pfarrhofes. Aber die schwarzen Herren waren durch ein anderes Thor noch vor Sonnen-Aufgang — abgereist.

Am selben Tage hat man den Förster Balbhauser und den Tagwerker Diktel mitsammen durch den Wald gehen gesehen.

„Es freut mich, Diktel, daß auch Dich die Missionsbeichte bekehrt hat", sagte der Balbhauser.

„Das nicht", versetzte der Diktel ruhig und schnob nicht wie sonst mit der Nase, „ich bin bei keiner Beicht gewest, und ich bin bei keiner Predigt gewest. Mir ist der heilige Geist im Wald gekommen. Derschossen werden oder selber derschießen — 's ist ein Teufel. Der Schrecken ist erst nachher über mich gekommen und mit taglang in den Gliedern gelegen. Erst wie ich mit aller Gewalt das heilig' Fürnehmen hab' gemacht, ist es gut gewest. Da

nur Gesichtspunkte für eine Beurtheilung. Lassen Sie uns also noch überlegen, wie eine Lutherstatue aufgestellt werden muß.

Sie muß hoch stehen, einmal um von allen Seiten sichtbar zu sein, dann um auch äußerlich dem Treiben der Alltäglichkeit entrückt zu erscheinen. Daher haben alle Künstler die Statue auf einen Unterbau gestellt. Wie dieser Unterbau auch gestaltet sein mag, das eine scheint mir klar — und ich bitte Sie, das besonders zu beachten — er ist nur Mittel zu dem Zweck, die Statue aufzustellen, eine selbstständige Bedeutung hat er an sich nicht. Doch ist es jetzt Sitte, den Unterbau nicht nur architektonisch zu gliedern, sondern auch mit Figuren zu schmücken; immer aber bleibt er Mittel zum Zweck; wo an und um den Unterbau die Gestalten sich drängen, lenken sie die Aufmerksamkeit von dem Wesentlichen des Lutherdenkmals, der Lutherstatue, ab. Gegen diese einfache ästhetische Regel ist von sehr vielen der konkurrirenden Künstler gefehlt worden.

Naturgemäß müssen die Gestalten des Sockels dem gleichen Ideenkreise angehören, wie die krönende Statue. Da allegorische und symbolische Figuren durch das Konkurrenzausschreiben verbannt waren, so wählten die meisten Künstler Zeitgenossen Luthers, seine fürstlichen Gönner oder seine geistlichen Mitstreiter; andere gruppirten die Männer um den Unterbau, welche um die Reformation in der Mark Brandenburg sich verdient gemacht haben. Leider finden wir zuweilen Namen, bei welchen — ehrlich gestanden — Manchem die Hilfe eines Lexikons nicht unerwünscht wäre. Mir erscheint daher der Gedanke eines Konkurrenten fast glücklicher, Paulus, dessen Lehre Luther wiederhergestellt hat, und Moses, den Reformator des israelitischen Glaubens, neben Luther zu stellen. Am meisten aber bleibt wohl im Ideenkreise der Lutherstatue ein anderer Künstler, welcher die Folgen von Luthers Auftreten in den Sockelfiguren darstellt: das Abendmahl wird in beiderlei Gestalt dargereicht, ein Priester wird mit einer Nonne vermählt, Kinder werden erzogen. Wie dem aber auch sein mag: die besitzgedachte Verzierung des Sockels kann nie entschädigen für eine einzige häßliche Linie, welche die Sockelfiguren bilden, weil diese den Aufbau des ganzen Monumentes stört.

Voilà, meine Damen, das ist meine Ansicht, welche Sie hören wollten. Entscheiden Sie nun selbst."

Gesellschaftliche Strafpredigten.

Von **Franz Börlin.**

Sind Sie eingeladen?

„Ei, sieh da, meine liebe Frau Professor, ich habe ja lange nicht die Freude gehabt, mit Ihnen zusammen zu treffen," redet eine hochelegante, der Finanzwelt angehörende Dame die Gattin eines Künstlers an, der sie in der Vorhalle eines Modemagazins begegnet. „Nun, wir sehen uns doch am Sonnabend bei Geheimrath G.?" fügt sie mit liebenswürdigem, zuvorsichtlichem Lächeln hinzu.

Die Angeredete wird verlegen. „Bei Geheimrath G.", wiederholt sie, „ich weiß nicht —"

„O, Sie haben doch nicht abgelehnt?" unterbricht die Andere sie lebhaft, „das wäre nicht recht, es ist bei G.'s immer so hübsch, so anregend."

Die junge blonde Frau wird roth, streicht mit der fein behandschuhten Hand verlegen über den kleinen Zobelmuff und antwortet zögernd: „Das nicht, aber wir sind nicht eingeladen."

Sogleich ändert die Frau Konsul Ton und Miene, sie werden gönnerhaft, entschuldigend, tröstend: „O, es ist nur ein ganz kleines, intimes Diner," heißt es nun; „G.'s sind mit dem Raum beschränkt und haben einen großen Kreis, man kann leider nicht alle seine Freunde gleichzeitig einladen! Adieu, beste Frau Professor, auf ein baldiges Wiedersehen!"

Sie reicht der jungen Frau die Hand, rauscht hinaus, steigt in den draußen harrenden Wagen und läßt jene in einer so verdrießlichen Stimmung zurück, daß ihr die Lust zur Auswahl eines neuen Winterhutes vergangen ist und sich unter einem Vorwande unverrichteter Sache entfernt, ihre Wiederkehr auf einen der nächsten Tage verheißend.

Sie ist zunächst ärgerlich auf sich selbst, daß sie nicht die Geistesgegenwart gehabt, der Fragerin zu antworten: „Wir haben abgelehnt," oder noch besser: „Wir sind in der vorigen Woche dort gewesen". Aber sie ist von ihren Eltern in der Wahrhaftigkeit erzogen, und wie oft sie sich auch schon vorgenommen hat, die Scheu zu überwinden und, den Beispielen, die ihr ringsum gegeben werden, folgend, es mit einer kleinen gesellschaftlichen Unwahrheit nicht so genau zu nehmen, — so bald der entscheidende Augenblick herannaht, geht sie ihr doch nicht über die Lippen.

Wenn sie aber nur wenigstens ganz ruhig und gleichgiltig geblieben wäre; aber nein, sie ist verlegen geworden, sie hat gefühlt, daß ihr das Blut ins Gesicht getreten ist. Die Frau Konsul hat ihr angemerkt, daß sie sich verletzt gefühlt hat, und das ist ihr sehr verdrießlich und wird ihrem Gatten noch viel verdrießlicher sein.

Hat sie denn aber nicht ein Recht, verstimmt zu sein? Geheimrath G. ist ein alter Freund ihres Mannes, er wie seine Frau versichern ihnen bei jeder Gelegenheit, wie lieb sie ihnen sind, wie gern sie mit ihnen verkehren, wie viel lieber sie bei ihnen in ihrem einfachen Heim, bei ihrer einfachen Bewirthung einen Abend zubringen, als luxuriöse Mittags- und Abendgesellschaften bei ihren reichen Bekannten besuchen.

„Redensarten!" versetzt die Professorin in ihrem lautlosen Selbstgespräch achselzuckend, „die reichen Bekannten gehen doch vor; uns hat man in dieser Saison noch nicht eingeladen."

Sie sagt sich allerdings gleich darauf, daß G.s sehr viel Verpflichtungen haben, daß sie in der That mit dem Raume beschränkt sind, daß, wie sie ja aus eigener Erfahrung weiß, man nicht immer alle seine Freunde einladen kann; — aber das Alles wußte ja die Frau Konsul ebenso gut wie sie; mußte sie sie denn fragen, ob sie eingeladen ist? —

Zwei Tage später kommt wirklich noch eine Einladung vom Geheimrath G. für Herrn und Frau Professor B. — und wird abgelehnt, — abgelehnt in der feinsten, liebenswürdigsten Form, aber durch die Zeilen weht doch eine gewisse Kühle und Herbheit, welche die Einladenden empfinden läßt, daß irgend eine Verstimmung herrsche, die sie sich nicht zu erklären vermögen. Und sie wird auch nie erklärt, vielleicht verfliegt sie wieder, vielleicht hat sie den ersten Anlaß gegeben zu einer Entfremdung, die beide Theile beklagen, der sie aber völlig machtlos gegenüberstehen.

Es war ja mit dem besten Willen nicht möglich, der Einladung zu folgen; es lag klar am Tage, sie war erst an sie ergangen, nachdem andere Eingeladene abgesagt hatten. Hätte man sich auch gern darüber hinweggesetzt, es ging ja nicht an, da die Frau Konsul wußte, daß man nicht zu den ursprünglich erwählten Gästen gehört, sondern in der ersten, möglicherweise gar in der zweiten Reserve gestanden hatte.

Wie harmlos wäre die Einladung angenommen worden, wenn man nichts gewußt hätte. Weshalb mußte die Frau das auch just erzählen? Ja, warum mußte sie es? War es Eitelkeit, Geschwätzigkeit oder Gedankenlosigkeit? Wahrscheinlich ein Strauß von allen diesen Blumen, welche in unserem geselligen Verkehr wild wachsen, und doch, was ist ihre Aeußerung gegen eine andere, die auch durch Zeugen verbürgt werden könnte?!

„Sie sind doch zu der großen musikalischen Soiree bei Herrn und Frau von K. geladen, Herr Doktor?"

„Nein, gnädige Frau."

„Unmöglich; Sie gehören doch zum Umgangskreise, haben dort Visite gemacht; ich weiß bestimmt, daß Alles, was dort verkehrt, eingeladen ist."

„Ich wiederhole Ihnen, gnädige Frau, ich bin es nicht."

„O, Sie finden die Karte sicher, wenn Sie nach Hause kommen; sie hat sich nur verspätet, es ist ja undenkbar, daß man Sie übergangen haben sollte."

Der also Vertröstete findet keine Karte und bricht von diesem Tage an seine Beziehungen zu dem Hause ab, wo Alles eingeladen war, was dort verkehrte, nur er nicht.

Es wäre sehr möglich, er hätte die gegen ihn begangene Unterlassungssünde später dennoch erfahren, ebenso möglich wäre es aber auch, sie wäre ihm verborgen geblieben oder ihm in einer minder verletzenden Form mitgetheilt worden; auf jeden Fall würde ihm eine peinliche Viertelstunde erspart worden sein, hätte die betreffende Dame sich weniger wißbegierig oder neugierig oder theilnehmend gezeigt.

Es giebt so viele Widersprüche in der menschlichen Natur, und so haben wir es auch hier mit einem zu thun. „Alle Welt" klagt über das Uebermaß des gesellschaftlichen Verkehrs, man betont die Nothwendigkeit, ihn einzuschränken und nur einen kleinen Theil der empfangenen Einladungen annehmen zu können und zu wollen, man versichert, seinen Freunden dankbar zu sein, wenn man nicht erst in die Lage gebracht wird, refüsiren zu müssen, — und man ist doch verstimmt, wenn man beim Worte genommen wird.

Als unumstößliche Wahrheit erkennt und verkündet es Jeder, daß man schon der Raumverhältnisse halber nie alle seine Freunde gleichzeitig bei einander sehen kann, daß überdies kleine Cirkel die eigentliche Würze der Geselligkeit bilden, daß man eine Auswahl treffen und Elemente, die sich stören und abstoßen, nicht zusammenbringen soll. Jeder stimmt dem bei, gesteht Andern die vollste Freiheit der Entschließung zu, nimmt sie für sich selbst in Anspruch — und antwortet auf die sehr mit Unrecht beliebte Phrase: „Wir sehen uns doch da und da an dem und dem Tage?" — dennoch sehr ungern mit einem **Nein.**

Es ist thöricht und begreift gewissermaßen schon das Eingeständniß eines begangenen oder zu begehenden Unrechts in sich, wenn man seinen Bekannten ängstlich und geflissentlich verhehlt, daß man Gäste bei sich sieht, zu denen sie nicht gehören; es ist aber ebenso wenig erforderlich, dies ohne besondere Veranlassung zu erwähnen. Je harmloser und natürlicher man sich bei solchen Anlässen giebt, desto besser wird es sein, und die Fälle sind gar nicht vereinzelt, wo eine Hausfrau der andern mit Rath und That für eine Gesellschaft zur Seite steht, zu der sie nicht eingeladen ist.

Man sollte aber Jedem die Entscheidung darüber, wie er es in diesem Falle mit seinen Bekannten zu halten wünscht, selbst überlassen und ihm nicht vorgreifen durch die wenig diskrete Frage: „Sind Sie eingeladen?"

„Es könnte mich ebenso gut Jemand fragen: Haben Sie Geld in der Tasche?" — rief kürzlich ein Herr entrüstet aus, und wohlgemerkt, ein Herr, bei dem der Vorsatz, nicht in Gesellschaft gehen zu wollen, keine Redensart ist, sondern der ihn schon seit Jahren zum Prinzip gemacht und mit Festigkeit durchführt. Dennoch ist es ihm peinlich, verneinen zu müssen, und wenn das am dürren Holze ist, was wird am grünen sein? — am Baume, der noch mitten im Leben steht! Er räumt nicht gerne ein, daß ihm eine Blüthe versagt ist, mit der Andere sich schmücken. Man sollte Niemand fragen, ob er eingeladen ist, denn es ist immer ein etwas beschämendes Eingeständniß: „Ich bin es nicht." das seinen Stempel zurückläßt.

Es giebt allerdings in dieser Beziehung eine noch unbehaglichere Lage, in der man sich „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" findet, nämlich unter eine Anzahl von Leuten zu gerathen, welche kürzlich gemeinschaftlich ein Fest oder eine Gesellschaft besucht haben. Fliehe, Unglücklicher, der Du nicht Erinnerungen mit auszutauschen vermagst, sobald die ersten Fragen: „Wie ist es bekommen?" oder „Gut nach Hause gekommen?" — ertönen, denn nun wird es fürchterlich. Stehst Du dem Gastgeber und dem Kreise, in dem sich jenes Fest abgespielt hat, fern, so ist es langweilig für Dich, das Ragout der dort genossenen Freuden mit verzehren zu sollen und die Zumuthung beweist Mangel an Takt. Stehst Du aber gar dem Hause, über dessen Gastlichkeit man sich unterhält, näher, so wirst Du, und bist Du noch so gleichgiltig oder noch so einsichtsvoll, dennoch verdrießlich werden. Die Wahl des Gesprächsstoffes wird alsdann geradezu eine Rücksichtslosigkeit, die allerdings erst ihren Gipfel erreicht, wenn man Dir sein Bedauern ausdrückt, daß Du gefehlt hast.

„Es ist zu schade, daß Sie nicht da waren; es war so schön, wir haben Sie vermißt; waren Sie denn nicht eingeladen?"

Wir rühmen uns, die Bewohner einer Großstadt zu sein und heben es mit vollem Rechte als einen der größten Vorzüge einer solchen hervor, daß jedes Individuum sich ausleben kann, wie ihm beliebt, daß wir bei unserem Thun und Sein nicht ängstlich nach dem Urtheile der Nachbarn und Gevattern fragen müssen, warum lernen wir uns doch noch lange nicht genug von den Gewohnheiten der kleinen Stadt frei machen? Wir dämmen den Strom, der so leicht und frei dahinfließt, durch eine Anzahl kleiner Schranken ein, wir beladen uns und Andere mit einem Ballast, der das lustige Unter- und Emportauchen hemmt. Ein solcher und sehr schwerer Ballast ist allerdings die Empfindlichkeit darüber, nicht eingeladen zu sein; werfe ihn über Bord, jeder der sich davon beschwert fühlt. Es braucht aber, wie schon erwähnt, Jemand diese Empfindlichkeit nicht zu besitzen, und es ist ihm doch nicht ganz gleichgiltig, das Eingeständniß machen zu müssen. Es dürfte daher rathsam sein und zur Verhütung mancher Unzuträglichkeiten beitragen, wenn die Frage, wo nicht ganz vermieden, doch sehr vorsichtig gestellt würde: „Sind Sie eingeladen?"

Künstler und Modell.

Von

X. Y. B.

Der Prozeß Graef ist zu Ende. Die Freisprechung hat Vielen, selbst solchen, die nicht Alles billigen, was geschehen, einen Alp von der Brust genommen. Aber geleugnet kann nicht werden, daß die Sache einen

---

haft meine Hand d'rauf, Jager. Ich hab' gesehen, wohin es führen kann; — wildern mag ich nimmer. Den Pfingstsonntag will ich mir merken!"

„Vielleicht magst als Jagdbursche bei mir einstehen?" fragte plötzlich der Förster Balbhauser.

Der Dikkel lugte ihn seltsam an. „Wär' das Dein Ernst?" fragte er dann, „geh', Du willst mich foppen, Du hast ja den Martin."

„Mein Ernst wär's wohl," antwortet der Balbhauser, „denn der Martin, der will jetzt ins Kloster gehen."

Aus meiner Autographen-Mappe.

(Aus bisher ungedruckten Briefen.)

Von

Dr. Adolph Kohut.

Von jeher gehörte es zu meiner besonderen Lieblingsbeschäftigung, die Blätter im Winde, d. h. jene zerstreuten Gedanken, Gedichte, Briefe und Aussprüche berühmter Männer und Frauen zu sammeln, welche man vergebens in deren Schriften, Tagebüchern und Briefwechseln sehen würde. Seitdem die Großen der Literatur und des Tages wissen, daß jede Zeile von ihnen dereinst gedruckt werden wird, haben die Herzensergüsse derselben im Allgemeinen ihren Reiz verloren. Der Leser merkt die Absicht und wird verstimmt. Diese Berühmtheiten haben seitdem für mich nichts Fesselndes in ihren Korrespondenzen, denn sie erscheinen sammt und sonders in eleganter Toilette, als wollten sie dem Photographen und dem Maler sitzen, und doch will man die Celebritäten manchmal auch im Schlafrock sehen, bevor sie sich nach allen Regeln der Kunst frisirt und toilettirt haben.

Da ich nun glaube, daß gleich mir Viele der Ansicht sind, daß solche unverfälschte, weil unbestellte und tendenzlose Offenbarungen der Genies einen ganz besonderen Werth haben, will ich im Nachstehenden hier Einiges mittheilen, und man wird vielleicht zu der Ueberzeugung kommen, daß es noch manche Perlen in der stillen Mappe des Sammlers giebt, die man vergeblich in dickleibigen Literaturgeschichten suchen würde. Die meisten der hier mitgetheilten, noch unveröffentlichten Autographen befinden sich in den Händen des Sohnes des verstorbenen Dichters Wilhelm Wolffsohn.

Was zunächst die Dichter und Schriftsteller betrifft, so mag hier ein ungedrucktes Gedicht Friedrich Matthiffson's, des sentimentalen Lyrikers, den Friedrich Schiller wegen seiner zarten und anmuthigen Form so sehr schätzte, folgen. Das Poem betitelt sich: „Sie an ihn auf der Reise" und trägt keine nähere Bezeichnung; es lautet:

Der Abend sinkt,
Kein Sternlein blinkt,
Am Himmel winkt
Der Mond uns nicht
Mit mildem Licht.

Die Nacht ist kalt,
Der Hohlweg schallt,
Es saust der Wald,
Es raucht der Bach
Mir Schauer nach.

Ich schließe mich
So ängstiglich,
Mein Freund, an Dich:
O küsse Du
Ins Herz mir Ruh —

So wall' ich gern
Von Allen fern
Auch ohne Stern,
Wenn nur bei Nacht
Die Liebe wacht!

Eine ähnliche elegische Stimmung waltet auch in folgendem Gedicht Justinus Kerners. Die zitternde Handschrift ist die eines Blinden, und in der That verfaßte der Autor der „Seherin von Prevorst" das Poem, als er bereits vollends erblindet war. Nicht ohne Rührung wird man daher die nachstehenden Zeilen lesen:

Seht dieses kleine stille Haus
Am Berg der Frauentreue stehn,
Den Mond noch könnt' ihr ob ihm sehn,
Die Sonne losch schon lang ihm aus.

Der Mond nur bringt in banger Nacht
Ihm manchmal einen hellen Traum,
Als wär' noch die in seinem Raum,
Die ihm der Sonne Licht gebracht.

Dann schwebt ein selger Schein zu mir,
Draus flötet eine Stimme süß:
Herz! Glaub', daß ich Dich nicht verließ,
Du bliebst bei mir, und ich blieb Dir.

Bin wieder ich zur Nacht erwacht,
Vom Berg die Aeolsharfe tönt:
Die treue Liebe geht gekrönt
Vom Lichte Gottes durch die Nacht.

Geschrieben
Für Euch Lieben,
Mit blinden Augen,
Die nichts mehr taugen.

Justinus Kerner.

An diese poetischen Ergüsse will ich einige prosaische Auslassungen anfügen. Adalbert von Chamisso schrieb in das Tagebuch von R. von Eschscholtz, dem Sohne des bekannten Naturforschers, mit festen männlichen Zügen: „vitam impendere vero. 16. Juli 1836." An die Frau des genannten Naturforschers schreibt Ernst Moritz Arndt aus Bonn, den 5. März 1837 u. A.: „Ade, ade, vergessen Sie die Rheinlande nicht und das Wiederkommen. Wir werden alle Jahre älter und wissen doch nicht, wie bald wir uns auf einem anderen Planeten wiedersehen werden. Also die geschwinden Augenblicke dieses kurzen Lebens ergriffen!" — De la Motte-Fouqué, der bekannte Dichter der „Undine", schreibt an Dr. Wilhelm Wolffsohn, den Autor von „Nur eine Seele", dem Stücke, welches einst mit Bogumil Dawison in der Hauptrolle über alle deutschen Bühnen ging, u. A.:

„Besser spät als gar nicht, sagt ein altes Sprichwort. Da ich nun in der Vorliebe für diese Darstellungsform der Weisheit unserer Altväter eine Aehnlichkeit mit dem guten Schildknappen Sancho Pansa an mir habe — wenngleich in den mehrsten anderen Dingen mit seinem Ritter und Meister Don Quixote —, führ' ich auch jenes Dictum für die verspätete Antwort an."

An denselben Adressaten schreibt Karl Gutzkow am 13. März 1860 ein Briefchen, welches beweist, wie düster schon damals die Stimmung des Verfassers der „Ritter vom Geiste war. Es heißt dort u. A.:

„Ihr gütiges Andenken, verehrter Freund, verpflichtet mich zu herzlichem Dank. Ich würde ihn persönlich abstatten, wenn ich nicht seit zwei Jahren von einer wahren Isolirungsmanie ergriffen wäre. Ein Dienstagsthema: „über die wahren Ursachen des Einsamkeitstriebes". Bei alledem horch' ich aber immer auf, ob es Ihnen wohl geht, und wünsche ich, daß ich reichlichst jene Muße finden möge, die für uns recht eigentlich ein Mittelding zwischen der Muse und — wir Alle erfahren es — dem Müssen ist."

Von Heinrich Heine kann ich leider nur ein Bruchstück eines an Lyser unter dem 12. Februar 1831 gerichteten Briefes, der aber ganz die Tatze des Löwen verräth, mittheilen. Der ungezogene Liebling der Grazien schreibt:

„Die liebe Dame — Loß — wollte Oel in meine Wunde gießen, und sie war gleichsam das Oelfläschchen zu Ihrem Adler- und Lorbeersalat, wozu der scharfe Loß, als Essigflasche, die moquantesten Versifflagen eingoß."

Schließlich sei noch aus einer Fülle von höchst interessanten Briefen Berthold Auerbachs aus den 60er Jahren Nachstehendes mitgetheilt, woraus ersichtlich ist, welchen Ekel Berthold Auer-

Bodensatz zurückgelassen hat, der sich auf Künstlerschaft und Modellwesen niederschlägt, in deren Beziehungen dem großen Publikum zum ersten Male durch den Prozeß ein tieferer Einblick eröffnet worden ist. Die Freisprechung schlämmt diesen Bodensatz nicht hinweg; im Gegentheil.

Schreiber dieses, der nicht Künstler, aber mit der Künstlerwelt in intimer Beziehung ist, hat mit Erstaunen in gebildeten Kreisen in diesen Tagen Vorwürfe vernommen wie: „Ja! ja! seht! So treiben's die Künstler, so geht's im Atelier her." Man glaubt, daß Künstler sich gar nicht geniren, mit ihren weiblichen Modellen öffentlich zu verkehren, dieselben in ihre Familie zu ziehen, Hausschlüssel zur Modellwohnung bei sich zu führen und in derselben „behufs Lichtstudien" mit der „Venus von Zhlow" und ihrer Sippschaft zu soupiren. Von den Kanzeln herab wird gegen Künstler und Modellwesen geeifert; dasjenige, was dem Publikum im Prozeß Graef als ein vereinzelter Fall in aller Nacktheit bekannt geworden ist, wird hingestellt als etwas Alltägliches, was schon hundert Mal passirt ist, und kein Wunder ist es, daß sich die Augen mancher Künstlerbraut jetzt mit Thränen füllen, wenn sie vom Attstehen (ein N. vor dem Wort würde die Sache besser bezeichnen) hört.

Gegen solche Anschauungen muß Einspruch erhoben werden. Modelle sind dem Künstler ganz unentbehrlich; er bedarf des Studiums nach der Natur, und da der unbekleidete menschliche Körper die höchste Aufgabe der Kunst bildet, so bedarf der Künstler des nackten Modells. Er nimmt es, wo er es findet. Scham darf man natürlich von einem weiblichen Modell, welches „Akt" steht, nicht viel verlangen (obgleich es faktisch Modelle giebt, die sich sittlich rein halten). Die Möglichkeit, zu einem Modell in andere als künstlerische Beziehungen zu treten, liegt daher nahe, ganz nahe! Es kann auch gar nicht bestritten werden, daß solche Möglichkeiten von Seiten jüngerer Leute ausgenützt werden. So intime Beziehungen aber zwischen Modell und Künstler (und zwar einem solchen Modell), wie sie der Prozeß Graef offenbart hat, sind selten. Es muß zur Ehre der Künstlerwelt betont werden, daß jene nicht zur Regel, sondern zu den Ausnahmen gehören.

Das Empfinden eines Künstlers, der einem nackten Modell gegenübertritt, ist total verschieden von dem Empfinden eines Laien. Bei letzterem wird vielleicht die Sinnlichkeit in erster Linie erregt, obgleich das völlig Nackte einen nicht entfernt so verführerischen Eindruck macht, als das Halbverhüllte. Der Laie hat einen wenig entwickelten Formensinn. Der Künstler hat solchen als Naturanlage mitbekommen; beim Studiren der Antike, welches uns den menschlichen Körper in allen Details in höchster Vollendung zeigt, ist jene Anlage bis aufs Feinste geschärft worden. Tritt man mit solchem ausgebildeten Formensinn einem Akte gegenüber, so ist — das hat Schreiber dieses an sich selbst empfunden — der erste Eindruck eine Enttäuschung. Der Fuß ist mehr oder weniger verkrüppelt — durch den Gebrauch unseres engen Schuhwerks ganz außer Form gekommen, die Zehen gequetscht, der Körper durch Einfluß des Korsets und anderer Zufälligkeiten oder Lebensgewohnheiten verunstaltet. Hat man viele Modelle gesehen, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß eigentlich kein einziges vollkommen ist, daß man dieses nur für die Arme oder Hände, jenes für die Büste, wieder jenes für die Unter-Extremitäten verwenden kann. Einige wenige mögen die größte Zahl von Vollkommenheiten, wie sie die Meister der Antike geschaut und in ihren Statuen gebildet haben, in sich vereinigen. Ganz vollkommen ist keines und diese Thatsache drückt bei der großen Mehrzahl der Künstler die Wirkung des Akts ganz bedeutend herab. Er betrachtet denselben als eine Nothwendigkeit, um zu erkennen, ob die Pose, die Bewegung, die er seiner Figur geben will, wirklich existenzmöglich ist; ob das Spiel der Muskeln, das Hervortreten der Knochen unter der Epidermis 2c. sich in Natura so ausnimmt, wie er es sich auf Grund seines Studiums, seiner Erfahrung vorstellt. Er beobachtet als Maler den Fall von Licht und Schatten, die Farbe und Transparenz der Haut, die Verkürzungen und Ueberschneidungen 2c. Der Schüler wird angehalten, das Modell klavisch zu kopiren, „mit allen Scheußlichkeiten", wie Direktor Steffek sagte. Der Meister läßt die Zufälligkeiten hinweg, er verbessert Unschönheiten auf Grund des Studiums anderer Modelle, welche frei von denselben sind, aber dafür vielleicht Fehler darbieten, welche die ersten nicht besitzen. Aber der Verkehr zwischen Modell und Künstler bleibt dabei im Allgemeinen ein geschäftlicher. Ist der Akt zu Ende, so hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan, wird bezahlt pro Stunde und geht. Das ist die Regel. Intime Beziehungen aber, wie sie der Prozeß enthüllt hat, bleiben Ausnahmen. Die Möglichkeit, daß ein Künstler, namentlich ein jüngerer, an seinen Modellen ein über das rein Künstlerische hinausgehendes Interesse nimmt, ist ja nicht abzustreiten. Es sind Fälle bekannt, wo Maler ihr Modell geheirathet haben — selbst Cornelius hat das gethan. Aber darauf hin zu sagen: „Così fan tutte" wäre leichtsinnig und vermessen, wäre ein Unrecht gegen zahlreiche hochachtbare Künstler, die unter uns weilen.

Selbst in solchen seltenen Fällen, wo Künstler gewisse Modelle für sich monopolisirt haben — was meistens nur so lange dauert, als sich das Modell jung und schön erhält —, sind intimere Beziehungen nicht die Regel. Schließlich weiß doch jeder Künstler, daß zwischen ihm und seinem Modell eine gesellschaftliche Schranke existirt, die er nicht ungestraft überschreiten darf; er steigt, wenn er sich öffentlich gesellschaftlich mit seinem Modell liirt, in ein tieferes Niveau herab. — — —

Man glaube nur nicht, daß Künstler ein weniger entwickeltes Anstandsgefühl hätten als andere Menschen; sie wissen in der Regel die Forderungen der Kunst und die Forderungen des Lebens wohl auseinander zu halten. Eine Marie Taglioni hat sich nicht genirt, ihren Körper auf der Bühne zu enthüllen, so weit es ihre Kunst forderte; sie äußerte aber zum Schreiber dieses ihre tiefste Empörung, als sie auf der Straße — zu jener Zeit, wo kurze Röcke noch nicht Mode waren — eine feingekleidete Dame sah, die bei Regenwetter ihr Kleid bis zu den Knöcheln hochgehoben hatte.

Et cetera.

Jka. In seinen Memoiren erzählt **Guizot** eine charakteristische Anekdote: Als die Katastrophe von 1848 die alten Staatslenker nach England versprengt hatte, sahen sich Guizot und Metternich zu London in einem aristokratischen Cirkel wieder. Der französische tritt an den österreichischen Flüchtling heran und stellt ihm folgende Frage: „Erlauben Sie mir eine Frage. Ich weiß, wie und warum die Februar-Revolution in Paris vor sich gegangen; aber wie und warum die Revolution in Wien ausbrach, das weiß ich nicht und möchte es von Ihnen erfahren." Mit einem traurig-stolzen Lächeln antwortet Metternich: „Die Sache ist: ich habe zuweilen Europa beherrscht, Oesterreich aber niemals!" — Guizot fährt fort: „Ich mewerseits lächelteln meiner Seele über seine hochmüthige und sehr eitle Erklärung."

* * *

A. v. S. Im Klub. A.: Was mich betrifft, so liebe ich nur die gefährliche Jagd. Nichts ist langweiliger, als das Erlegen von Hasen, Rebhühnern und dergleichen; man hat dabei nicht die geringste Emotion! — B.: Da erlauben Sie wohl, daß ich Sie zu einer Jagd bei mir einlade; erst ganz kürzlich verwundete ich meinen Schwiegervater, schoß zwei meiner Bauern an und tödtete drei meiner besten Hunde.

* * *

rn. Ein namhafter Wiener Arzt und Universitätsprofessor wird von Jemand gefragt, was er eigentlich von der Hydrotherapie halte. — „Einen kenne ich", erwiderte der Gelehrte, „dem dieselbe sehr gut gethan hat — dem Direktor der Kaltwasser-Heilanstalt in K.....!"

* * *

H. L. An jenes reizende Mozartbild, auf dem der unsterbliche Meister als achtjähriger Knabe in ganzer Figur, gehüllt in ein weitbauschiges, seidenes Hofkleid, angethan mit seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, an der Seite den kleinen Degen, die linke Hand in die Seite gestemmt, das weißgepuderte Haar mit dem offenen Kindergesicht nach dem Beschauer des Bildes gerichtet, abgebildet ist, knüpft sich ein ebenso rührendes wie charakteristisches Entstehungsgeschichtchen. Als sich eines Tages der achtjährige Mozart in einigen Appartements der Kaiserin Maria Theresia, die bekanntlich von dem genialen Knaben sehr eingenommen war, mit den beiden jungen Erzherzoginnen Karoline und Marie Antoinette nach Kinderart herumjagte, glitt er auf dem glatten Boden aus und kam zu Fall. Während nun die kleine Erzherzogin Caroline den verlegenen Knaben auslachte, so daß er zu weinen begann, suchte die sanfte Marie Antoinette ihn durch Liebkosungen über sein Mißgeschick zu beruhigen. Und der besänftigende Zuspruch verfehlte auch seine Wirkung nicht. Mozarts Gesicht verklärte sich zu einem wehmuthsvollen Lächeln. Er nahm seine Trösterin bei der Hand und sagte zu ihr mit dem Ernste eines Gereiften: „Ich will Dir was sagen, Antoinette! Du bist gut und mitleidig, ich werde Dich heirathen." Die junge Erzherzogin war über dieses Geständniß ihres Gespielen verzeiht, daß sie jubelnd in das Zimmer der Kaiserin hüpfte, die frohe Botschaft mit den Worten kündend: „Mama, Mama, Mozart will mich heirathen!" „So!" antwortete lächelnd die Kaiserin — „Mozart hat keinen schlechten Geschmack, er ist auch keine üble Partie für Dich," und fuhr dann zu Mozart fort, der eben in der Thürschwelle erschienen war: „Komm einmal her, mein kleiner Bube, und sage mir, warum willst Du gerade Antoinetten heirathen?" Trutzerzig blickte der Knabe die kaiserliche Fragerin an, indem er ihr die dargereichte Hand küßte. „Ja, das will ich Dir gleich sagen, Kaiserin," antwortete er dann ohne Bangen, „die Erzherzogin Caroline war Schuld, daß ich fiel und mich schlug; sie ließ mich liegen und lachte mich noch aus; Antoinette aber ist gut, und weil sie ein gutes Herz hat, will ich sie heirathen." „Das ist recht schön, Mozartchen," fiel hier die Kaiserin ein, „aber wenn Du Antoinetten heirathen willst, mußt Du auch Kleider haben wie ein Erzherzog." Der Knabe senkte nun traurig den Kopf und brach in Thränen aus. — „Woher soll ich denn Kleider nehmen wie ein Erzherzog?" fragte er schluchzend. „Antoinette muß mich so nehmen." — „Das wird sie aber nicht wollen," erwiderte die Kaiserin. Nun ließ Mozart zu Antoinette, nahm sie bei beiden Händen und flehte sie in rührender Naivetät an: „Nicht wahr, Du nimmst mich so?" Die Kaiserin lachte herzlich über diese Szene. — Zwei Tage darauf hatte Mozart einen Anzug, wie ihn Erzherzöge trugen; ein Kammerherr überbrachte ihn. Und in diesem Hofanzuge wurde Mozart auch auf Befehl der Kaiserin gemalt.

* * *

M. Kk. Der „Theaterjargon" hat seine eigenthümlichen Ausdrücke und Redewendungen, welche jeden Nichteingeweihten ganz seltsam anmuthen! Sehr drollig ist es, daß die Darsteller immer nach dem von ihnen gespielten Rollenfache bezeichnet werden; so berichtete z. B. der Theaterdiener von M. . . . . seinem Chef neulich im Büreau: „Das ist bei uns jetzt eine gräuliche Fachfallerei! Die „Anstandsdame" hat sich gestern mit der „gesetzten Liebhaberin" gepufft, weil der neue Bonvivom, der jetzt die Regie besorgt, die Liebhaberin durchaus zur „Mutter" machen will, weil er eine Fürstin von Messina braucht. Nun behauptet die Anstandsdame: sie wäre „Mutter", der Regisseur widerspricht, es ist ein Hällenspektakel, die Damen verlangen, daß der Herr Direktor entscheiden soll, wer von ihnen „Mutter" ist. Numero Zwei: Unser Held, der schon im fünfzigsten Jahre an Zipperlein leidet, kann in Emilia Galotti nicht mitmachen; nun muß der neue Naturbursche den Prinzen verzapfen, die komische Alte muß in die Mutter der Emilie einspringen, der zweite Vater einen ersten, ich meine den Chodorro, verarbeiten, und Sie, Herr Direktor, müssen den Banditen spielen, diese Rolle — ist Ihnen „ganz auf den Leib geschrieben!"

* * *

Mkk. Da zudem die meisten geschäftlichen Dinge zur haute saison zwischen Theaterdirektoren und Agenten, der nöthigen Eile wegen, telegraphisch abgemacht werden, so erhält nach die syllisische Kürze der Depeschen zuweilen den komischen Effekt. Agent Jgel hat eine Blüthenlese aus seinen gehuchten Depeschen gemacht und uns einige zur weiteren Mittheilung überlassen:

„Lieber Jgel! Haben Sie keine Mutter mehr auf Lager?"

* * *

„Theuerster Freund! Bin dringend einer „Liebhaberin" benöthigt; muß tüchtig im Fach sein! Werde mich nach „dem ersten Abend" entscheiden; senden Sie lieber gleich zwei; probire dann Beide. Bewährte Reiseentschädigung wird von der ersten Gage wieder abgezogen. Ihr Georg Küsser."

* * *

„Jnelchen, brauche sehr schnell einen Vater! Senden Sie mir den Verlangten mit dem Nachtkurierzuge. Direktorin Laura Wedemeier."

* * *

„Minka entsetzliche Sopranistin! Höhe — nur in Jahren, Umfang in — Taille, Schule — tausend Jahre hinter sich. Als „Favorite" unmöglich; ganz unbrauchbar für mein Verhältniß. Schulze, Kommissionsrath."

* * *

„Gestern Abend ganze Don Juan-Vorstellung verunglückt! Souffrette — indisponirt, dramatische — heiser, Baßbuffo — kolossaler Durchfall! Alle Blätter sind heute voll davon! Bitte um Ersatz. Schmidt, Direktor."

* * *

„Opernbeginn miserabel! Die Scheidtweilen „zieht nicht"; die Rieger hat nicht „eingeschlagen", die Stralenka „macht gar nichts" und die Faßbinder „schmeißt Alles!" Wenn Sie mir nicht schleunigst „frische Kräfte" zukommen lassen, muß „meine Bude" schließen. Püsecke, Direktor."

* * *

„Lieber Jgel! Bitten Sie Herrn Baron von Wildenblut um sein neuestes Jambenschauspiel; reise jetzt nach Kleinbüttrich; brauche eine Tamtamkomödie für die Sonntage. Große Honorare kann ich nicht zahlen; offerire dem Verfasser für jede Aufführung eine kleine „Entschädigung" von vier Mark. Kleinhaupt."

* * *

A—n. Heiteres von den französischen Wahlen. Ein Wahlkandidat reist kürzlich durch einen größeren Ort seines Wahlkreises, als plötzlich ca. 15 Wähler das Wirthshaus verlassen und ihn enthusiastisch begrüßen. — „Was erwarten denn diese Leute noch?" so fragt er den Vertrauensmann, „vier Tage trinken sie bereits auf meine Kosten!" — „Allerdings! Jetzt scheint es, werden sie auch essen wollen."

* * *

D. D. Daniel Chodowieckl, der geistvolle Illustrator des 18. Jahrhunderts, war ein Mitglied der Berliner französischen Kolonie, und sein Name verdient gewiß unter den großen Namen genannt zu werden, deren Erinnerung das bevorstehende Jubiläumsfest wachruft. Der genial Zeichner und Kupferstecher war der französischen Kolonie durch seine Heirath mit Jeanne Barez, der Tochter des seiner Zeit hochberühmten Silberstickers Barez, beigetreten; eine seiner ersten epoche machenden Radirungen erinnert daran, daß er sich voll und ganz als Mitglied der Gemeinde fühlte; es ist das im Auftrage des französischen Konsistoriums von Chodowieckl radirte Titelblatt des kolonistischen Gesangbuches „Les Pseaumes de David". Chodowieckl liegt auf dem ältesten Kirchhof der französischen Gemeinde, in der Chausseestraße, unfern von Ludwig Devrient, begraben.

* * *

M. F. Kindermund. Ein Kind im Alter von sechs Jahren verrichtet täglich nach der Mahlzeit folgendes Gebet: „Lieber Gott, hab' Dank für Speis' und Trank." Eines Tages hält das Kind bei dem Worte „Dank" inne und antwortet auf die Frage, warum es nicht weiterfahre: „Heute haben wir ja keine Speise gehabt." Unter Speise versteht das Kind nur irgend eine Torte oder Obstspeise, die es zum Dessert giebt.

* * *

rn. Ein Beamter bezeichnet in Gegenwart seines Vorgesetzten einen Kollegen als Dummkopf. „Wie können Sie das thun?" ruft Jemand vorwurfsvoll. „Sie wissen doch, daß Sie ihm dadurch schaden." „Er selbst schadet sich," entgegnet der Beamte, „denn ich behaupte blos, daß er ein Dummkopf, er aber beweist es."

* * *

A. v. S. Aus dem Gerichtssaal. Scheidungsprozeß. Präsident: „Es ist festgestellt, daß Sie andere Liebschaften hatten, daß Sie Ihrer Frau die schlechteste Behandlung zu Theil werden ließen, ja, daß Sie dieselbe sogar sehr häufig unmenschlich geprügelt haben. Schämen Sie sich! Man schlägt keine Frau von 25 Jahren, selbst nicht die seinige!" — Hier intervenirt plötzlich die Frau, die bis dahin heftig geweint hatte, und ruft mit schluchzender Stimme: „24 Jahre, erst 24 Jahre, Herr Präsident!"

---

bach vor den Judenhetzen seiner Zeit, wie sie damals in Rumänien an der Tagesordnung waren, empfand. Hier einige Bruchstücke:

„O diese entsetzliche Metzelei in Galatz! Mir wollte das Herz vergehen, und ich knirschte in namenloser Wehmuth und im Ingrimm, da ich wieder erfahren mußte, was die Pfaffen aus der Welt und dem Menschenleben machen. Ist nicht Alles schamloses dämonisches Gaukelspiel? . . . Wir gehen auf stillen Wegen und stehen am Schreibpult und sammeln uns in innerster Seele, um einen Reim der Veredlung, der Verschönerung in die Welt zu tragen, und unversehens spritzt uns das Blut unserer Brüder ins Angesicht. . . . Man hat schon schwer genug zu tragen an allgemein moralischen Schicksalen, und nun noch speziell die jüdischen dazu! Ich saß gestern einen Raben, der in der Luft einen Staar verfolgte, und ich weiß nicht, woher sie kamen, und was sie mit einander hatten. Der Staar rettete sich durch eine geschickte Wendung. Wo ist außer der ausgehungerten Spinne ein Thier, das ein anderes seiner eigenen Art und Gattung verfolgt, ja, aus dem Aeste treiben will? Ich weiß nicht, ob schon je der Vorzug oder die Unterscheidung des Menschen vor den Thieren darin bezeichnet wurde, daß der Mensch alle simnreichen Mittel hat und übt, seine eigenen Mitgeschöpfe zu verfolgen. Ich glaube, der Unterschied ist allgemeiner und bewährter als die berühmte Liebe. Und doch müssen wir wieder vertrauen und wieder glauben der Güte der Vernunft, müssen, wenn wir leben und nicht wahnsinnig werden wollen."

Wie Berthold Auerbach über Gustav Freytag, Jean Paul u. A. dachte, kann ich auch aus dem Briefwechsel ersehen. Daß Freytags „Fabier" am königlichen Schauspielhause in Berlin nicht wirkten, befremdet ihn nicht.

„Es zeigt, was aus unserem Theater geworden. Ich habe hier oft an entscheidender Stelle darüber gesprochen, wie man Geschmack und Sitte durch die gräßlichen Buben hier kornumpire. Man wird es traurig erfahren, wenn man einst den durch Possen und Komödiantenei verwanschten Volksgeist ernst anfassen will. Reden hilft da aber nichts."

Bezüglich Jean Pauls sagt er:

„Ich habe in diesen Tagen Jean Paul gelesen. O wie gestorben ist dieser Geist, und eine verschüttete Welt ist er, zertrümmert, aber leider war er lebendig kein Ganzes, und die Nachwelt wird ihn immer schwerer zusammensetzen und fassen können. Jean Paul hat in manchen Stücken Aehnlichkeit mit Kaiser Joseph, beide voll höchster Intentionen, edlen, reichen Herzens, aber sie hatten Beide kein Kompositionstalent und schufen kein Ganzes — Festes. Beide haben den Begriff „guter Mensch" fast in Verruf gebracht." . . .

Aber auch von Schauspielern, Malern, Musikern, Komponisten und Sängerinnen verräth meine Autographenmappe Manches, das allgemeines Interesse beanspruchen darf. Bogumil Dawison, der die „Fabier" von Gustav Freytag als Regisseur am Dresdener Hoftheater in Szene gesetzt hatte, schreibt unter dem 15. März 1860 an einen bekannten Dichter: „Ich bin ganz erfüllt von dem Prachtwerk, das mir immer mehr und mehr imponirt hat. Die Arbeit der Jnszenesetzung ist enorm, aber nie habe ich mich der Sache mit größerer Begeisterung hingegeben." Ein sehr scharfes Urtheil fällt er am 10. April 1865 über Berliner Theaterverhältnisse. Er meint sarkastisch: „Wenn man keine Protektion in den höheren Regionen hat, ist man für die Berliner Bühne nicht auf der Welt. Die Gewißheit habe ich erlangt, und das ist auch etwas!"

Theodor Reinick, der Dichter und Maler, hat unter dem 20. November 1850 an den Herausgeber einer literarischen Zeitschrift einen sehr interessanten Brief gerichtet, dem ich die folgenden Stellen entnehme:

„Ich bin hiermit so frei, Ihnen das Buch zu senden. Es ist ein sonderbares Geschenk, in dieser Zeit so ein kleiner, bunter Frühlingsstrauß! Grauer Himmel und fallende Blätter und grollender Sturm, wohin das körperliche und geistige Auge sieht. Aber diese Blüthen sind nur einmal gewachsen, und ich hoffe, wenn Ihr Auge einmal gelegentlich darauf fällt, werden Sie meiner freundlich gedenken. Für Ihr ** hatt' ich Manches in Bereitschaft und es auch dafür zurückgelegt, aber in den Liedern war wieder Lust und Lachen und Frühlingsliedern. Die Zeit wurde ernster und wieder ernster, und jetzt will mich's fast wie ein Frevel bedünken, in solcher Sturmzeit zu trillern und zu zwitschern, und doch bin ich nun einmal kein Adler. Die Sonne erweckt in mir Lieder. Wolken und Nebel können mir den Glauben an die Sonne dahinter nicht nehmen, aber sie heißen mich verstummen; poetisch kann ich sie nicht bewältigen. Sehe Jeder, wie er's treibe, und Eines schickt sich nicht für Alle!" . . .

Sehr werthvoll erscheint mir der Brief, den Richard Wagner am 10. September 1865 an seinen Schwager gerichtet hat. Hier finden wir einen wahrhaft enthusiastischen Ausbruch der Verehrung Richard Wagners für König Ludwig II. von Baiern. Die betreffende Stelle lautet wörtlich:

„. . . Ich hoffe eine Zeit lang durch stille Arbeit mich wieder zu kräftigen. Dies macht mir die Liebe eines unbegreiflich schönen und tiefsinnigen Wesens möglich: ein so wunderbar begabter und für mich gehorener Mensch wie dieser junge König von Baiern mußte es sein! Was er mir ist, kann Niemand fassen: mein Beschützer und Begeisterer! Jn seiner Liebe ruhe ich mich aus und stärke mich, meine Aufgabe zu vollbringen."

Aus der Zahl der Autographen von Sängerinnen werden gewiß die nachstehenden Zeilen, welche die Viardot-Garcia an ihren Sohn Paul, der Musiker in Paris war, unter dem 29. Oktober 1869 aus Baden richtete, besonders interessiren, weil sie zeigen, daß die berühmte Diva auch eine treffliche Lehrmeisterin der Jugend ist. Der französisch geschriebene Brief lautet in seinen wesentlichsten Stellen:

„Bade se désemplit tous les jours et devient tranquille, tranquille et comme endormie — il fait froid, les fleurs gèlent, et dans quelques jours on pourra dire avec les croquets: „Les ne va plus". Il n'y a que le temps, qui marche, qui court, qui roule — et si nous n' essayons pas de le rattraper, nous serons bientôt au bout de notre carrière à sec. C'est pour toi, c'est pour la jeunesse, que je dis cela; — quant à moi, je tire du temps tout le suc, que j'ai pu, mais il faut avouer que j'ai bien travaillé!"

Gar Manches möchte ich noch mittheilen, aber ich befürchte Indiskret zu werden und Dinge zu erzählen, die sich hinter den Coulissen abspielten, und welche das Tageslicht nicht immer vertragen können. Und so will ich schließen — in der Voraussetzung, daß schon dieses Mosaikbild den Beweis geliefert haben wird, daß es noch immer Autographensammlungen sind, die etwas mehr enthalten als die Wäscherechnungen oder die Bücherverzeichnisse der „Bringen aus Genieland"!

s—n. **Viel und gut** sprechen, beweist Geist — viel und schlecht, beweist Gedankenlosigkeit — wenig und gut, beweist Weisheit — wenig und schlecht, beweist Dummheit.

* * *

A. v. S. **Zu einem Grabdenkmal-Geschäft.** Steinmetz: Oben, über dem Namen des Verstorbenen bringen wir dann die Inschrift an: „Ewige Trauer!" — Junge Wittwe (nachdenkend): Nein, setzen Sie lieber die Worte: „Trauer auf zwölf Monate."

* * *

A-n. **Kindermund.** Bébé, welches unartig war, hat kein Dessert bekommen und weint in Folge dessen seit einer halben Stunde. Nach Verlauf dieser Zeit glaubt es, mit dem Weinen doch aufhören zu müssen. „Endlich hast Du also aufgehört, zu weinen!" sagt die Mama. „Nein, ich habe nicht aufgehört; ich ruhe mich nur etwas aus."

Literarische Umschau.

— Seit dem ersten Oktober erscheint in München eine **neue Kunstzeitschrift**, welche es sich zur Aufgabe macht, dem außerordentlichen Aufschwunge, den das allgemeine Kunstinteresse in letzter Zeit in Deutschland genommen, entsprechend, in ihren Spalten zum ersten Male den gesammten der Kunst nahe stehenden Kreisen im weitesten Sinne einen Mittelpunkt zu geben und eine lebendige Vermittelung zwischen dem Atelier und dem Publikum zu übernehmen. Diese Zeitschrift unter dem Titel „**Die Kunst für Alle**", herausgegeben, unter Mitwirkung von Fr. **Pecht**, von der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, verfolgt ihren Zweck dadurch, daß sie unter Vermeidung aller eigentlichen kunsthistorischen Studien und gelehrten Erörterungen, ihren Schwerpunkt auf die Anschauung, d. h. auf die Illustration verlegt und die Meisterwerke der Kunst ihre eigene, allgemeinverständliche Sprache reden läßt, dem Text aber nur eine begleitende Rolle **zuerkennt. Daß** Deutschland eine solche Kunstzeitschrift bis jetzt entbehren mußte, erklärt sich aus der Kostspieligkeit und Langwierigkeit der bisherigen Reproduktionsmethoden; erst das in neuester Zeit so außerordentlich vervollkommnete photomechanische Verfahren ermöglichte die Herstellung von so billigen und trotzdem vorzüglichen Reproduktionen, wie sie hier die Bruckmannsche Verlagsanstalt bietet.

r. Ein unter dem Titel „**Musterfammlung von Holzschnitten**" aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern, von der hiesigen Verlagshandlung **Franz Lipperheide** veröffentlichtes Unternehmen verfolgt das Ziel, durch Vorführung hervorragender Leistungen des Holzschnittes in künstlerischer Durchbildung zu der Hebung des deutschen Illustrationswesens beizutragen. Es wird in der Vorrede des ersten Heftes der Sammlung der deutschen Xylographie der Vorwurf gemacht, daß sie nicht auf gleicher Stufe mit den ausländischen Leistungen dieses Kunstzweiges stehe. Um nun die künstlerischen Kreise hierfür mehr zu erwärmen, hat die obengenannte Verlagshandlung an die Künstler **Deutschlands, Oesterreichs** und der Schweiz ein Ausschreiben erlassen, in welchem für die drei besten, ihr bis zum 16. Februar 1886 zugehenden Originalzeichnungen drei Preise (a 3000, 2000 und 1000 Mark) ausgesetzt sind. Das erste Heft der Mustersammlung bietet in neun großen Kunstblättern durchweg Meisterleistungen der ausländischen Xylographie und diese selbst, wie die in der Vorrede vom Verleger und dem die Auswahl leitenden Maler Skarbina entwickelten Ansichten geben den konkurrirenden Künstlern Klarheit über die Gesichtspunkte, nach welchen das Ausschreiben erlassen wurde. Die preisgekrönten Zeichnungen werden in Holzschnitt-Ausführungen in der „Illustrirten Frauenzeitung" veröffentlicht werden und dann in der oben genannten Sammlung Aufnahme finden. Das Preisrichteramt **haben Defregger, Menzel, P. Meyerheim, Skarbina und A. v. Werner** übernommen. Die Mustersammlung soll in 10 Heften geschlossen sein.

Privat-Kundgebungen.

Die bei den Berliner Weinconsumenten wohl bekannte, altrenommirte Wein-Großhandlung **Wachenhusen u. Prutz Nachfolger in Stettin** hat hier, Behrenstraße 23, eine Filiale etablirt, verbunden mit einer Wein-Kost-Stube, in welcher nach Art der Weinstuben in den Seestädten ein solider Frühstückstisch gehalten wird. (Siehe Inserat.)

Bei der **Lebensversicherungs-Aktien-Gesellschaft „Germania" zu Stettin** wurden im Monat September neu geschlossen 821 Versicherungen über 2,379,897 M. Kapital — in den ersten 9 Monaten dieses Jahres zusammen 6727 Versicherungen über 22,507,726 M. Der gesammte Versicherungsbestand belief sich Ende September c. auf 141,856 Policen, durch welche im Ganzen 313,692,452 M. Kapital und 469,065 M. Jahresrente versichert sind. Seit Eröffnung des Geschäfts wurden für durch Tod und bei Ablaufen der Versicherten fällig gewordene Kapitalien, Renten rc. 70,7 Millionen Mark ausgezahlt, und seit 1871 an die mit Gewinnantheil Versicherten 9,281,307 M. Dividende gewährt. Das Vermögen der Gesellschaft stieg im verflossenen Jahre um 5,942,726 M. auf 71,388,706 M.

Regenschirme in haltbarstem Gloria pr. Stück 4, 5, 6 Mk. und höher. **Patentregenschirme** in schwerster Seide pr. Stück 7, 8 u. 9 Mk. und höher. **Regenschirme in echtem Zanella** pr. Stück 2, 3, 4 Mk., elegante **Sonnenschirme** und feine **Entoutcas** pr. Stück von 3 Mark an. **Sämmtliche Schirme sind von gediegenster Arbeit und in reichster Auswahl vorräthig. Schirmfabrik Alex Sachs.** K. K. Hoflieferant. Hauptlager befinden sich in **Berlin: Jerusalemerstraße Nr. 41. Ecke der Krausenstraße, zweites Lager Burgstraße Nr. 27,** nahe der Börse, drittes Lager Große Friedrichstraße im **Central-Hotel.**

Berliner Theater-Repertoire.
Montag, 19. Oktober.

Königliche Schauspiele.
Opernhaus.
Die Walküre.
Schauspielhaus.
Uriel Acosta.

Deutsches Theater.
Montag: **König Lear.**
Dienstag: **Jungbrunnen.**

Residenz-Theater.
Montag: 3. 52. M.: **Theodora.** Drama in 8 Bildern von V. Sardou.

Victoria-Theater.
Zum 47. Male: **Messalina.**

Friedrich-Wilhelmstädt. Theater.
Offenbach-Cyclus.
Heute u. die folgenden Tage:
Orpheus in der Unterwelt.

Wallner-Theater.
Montag. Zum 3. M.: **Unser Glückskind.**

Walhalla-Operetten-Theater.
Montag. Zum 27. Male: **Von Cesar.**

Krolls Theater.
Dienstag:
Auf Verlangen: **„La Sonnambula".**
Billets sind vorher zu haben an der Kasse und den bekannten Verkaufsstellen.

Amerikan-Theater.
Großer Erfolg der Glanznummer
Die Amazonen von W. und R. Richter.
Stürmischer Beifall des urkom.
Bendix in seiner neuesten Nummer
Na, wat hat er denn?
Auftret. des **Schaubl's Wiener Trio** u. der unübertreffl. **Original-Tacchi's** als Glocken-Imitatoren. Anfang 7½ Uhr.

Concordia,
Friedrichstraße 218.
Der Riese aller Riesen: **Franzl, 8' 6" gr.** Der japan. Jongleur **Mr. Katsnoshin Awata.** — **Der Trapez-Kopf-Balanceur Mr. Theurer.** — **Die Geschwister Alfred, Georg u. Amanda, Evolutionen auf 3 Stahldrähten.** — **Mr. O'Meer u. Söhne, Rar-Spiele.** — **Parodie auf eine musikal. Soirée, von der Gesellschaft Leopold.** — **The Fridolitz-Company, Pantomimisten.**
Anfang 6½ Uhr. Entree 75 Pf.

Concert-Haus.
Mannsfeldt · Concert
unter Benutzung der Orgel.
Mittwoch, d. 21. Oct.: **I. Extra-Concert.** „Das Märchen von der schönen Melusine" f. Solo, Chor u. Orchester v. Heinr. Hofmann.
Concertsaal num. 1 M. 50 Pf. Colonnad. num. 1 M., I. Rang num. 3 M., unnum. 2 M., Nebensäle 75 Pf., II. Rang num. 75 Pf. von heute ab im Büreau d. Hauses.

In der Singacademie:
Dienstag, 20. Oct., Ab. 8 Uhr.
I. Klaviervortrag
von
Anton Rubinstein.
Werke von **Bird, Bull, Couperin, Rameau, Scarlatti, Bach, Haendel, Ph. E. Bach, Haydn, Mozart.**
Billete (auch zu den übrigen Vorträgen) bei Ed. Bote u. G. Bock und an der Abendkasse.
Complete Programm-Bücher à 50 Pf. ebendaselbst.

Sedan-Panorama
nebst Dioramen
am Bahnhof Alexanderplatz
von Vorm. 9 bis Nachts 11 Uhr.
Entrée 1 Mark.
Neu: Bismarck-Diorama.

National-Panorama
am Königsplatz und Lehrter Bahnhof.
Die Vertheidigung von Paris.
u. **Dioramen: Die belagerte Commune.**
Geöffnetv. Morg. 9 bis z. Dunkelheit. Entree 1 Mk.

Berliner Aquarium,
Unter den Linden 68a.
Eintrittspreis: 1 Mark.
Reichhaltige Ausstellung von Land- und Seethieren, wie: Anthropomorphe Affen, Schlangen, Vögel, Alligatoren, Seepferdchen, Hai- und Tintenfische, Blumenthiere u. s. w.

Hochfeine
Weichselpfeifen,
1 Meter lang, weit gebohrt, Dutzd. 24 Mk., gertrefein, elegant, 30 Mk., Brillaner 12 Mk., Brosche½ Dutzd. wird abgegeben. Nichtconv. zurückgenommen. Jll. Preisl. fr.
M. Schreiber, Hoflieferant, Düsseldorf.

Eröffnung
von
Köhler's Weissbier-Ausschank
der
Berliner Weissbierbrauerei „Friedrichstadt"
der ältesten Berliner Weissbier-Brauerei, früher L. Bolle,
Französischestr. 10
Mittwoch, d. 21. October.
Zum freundlichen Besuche meines eleganten Weissbier-Ausschanks und Restaurants lade ich ganz ergebenst ein. Gute Speisen und vorzügliches Weissbier werden neben der reichen Ausstattung meines Lokals die Besucher erfreuen u. befriedigen.
Theodor Koehler.

Telephon 7021.
Austern
Es treffen täglich circa 6 verschiedene Sorten Austern ein, die wir in den Weinstuben pr. Dutzend mit M. 1,00—1,25—1,50 rc. abgeben.
M. Kempinski & Co.
Friedrichstr. 178 zwischen Jäger- und Taubenstr. und **Königstr. 61,** neben Hauptpostamt.
Telephon 7021.

Die Russische Caviar-Handlung
von
Nicolai Schischin
Berlin W. Friedrichstrasse 85a,
empfiehlt vorzüglich schönen grauen, grosskörnigen, wenig gesalzenen
Prima
Astrachaner Caviar,
wovon jetzt **allwöchentlich neue Sendungen** eintreffen.

Nobel Petroleum.
Den **Detailverkauf** in **Berlin** haben übernommen:
C. W. Leist: C. Neue Schönhauserstr. 8. W. Charlottenstr. 55. SW. Dessauerstr. 1. S. Alexandrinenstr. 38.
C. H. Stobwasser & Co.: W. Wilhelmstr. 98. (Actien-Gesellschaft) W. U. d. Linden 33. SW. Teltowerstr. 31.
J. C. F. Schwartze: Hofliefer., W. Leipzigerstr. 112.
Carl Rakenius & Co.: SW. Zimmerstr. 98.
Moreau Vallette: S. Prinzenstr. 86. C. Rosenthalerstr. 32.
C. Rich. Schmidt: W. Potsdamerstr. 48a.
C. F. Ancker: SW. Friedrichstr. 9.
Max Fabian: W. Schillstr. 3.
Franz Förck: Hofliefer., SO. Köpnickerstr. 118. (Droguerie zum Burggrafen), und Andere mehr.
Die Generalvertretung für Deutschland:
Deutsch-Russische Naphta-Import-Gesellschaft, Berlin W., Französische Str. 6a, 1 Tr.

F. A. SCHÜTZ
Teppiche, Möbelstoffe,
Königl. Hoflieferant. Begründet 1840.
Fabriken in Wurzen u. Leipzig. Lager in Leipzig, Dresden, Halle u.
Berlin, Friedrich-Str. 79 1 Tr. nahe der Behrenstrasse.
Vorhänge, Läufer, Linoleum, Tischdecken, Gardinen, Stores, Möbelstickereien, Restbestände u. ältere Muster unter Herstellungspreisen, und Applikationen eigner Fabrik
Import von Orientalischen Teppichen. Preisgekrönt auf 14 Ausstellungen.
Uebernahme completter Dekorationen.

Jede Woche eine Nr. von mindestens 2½ Bogen gross Folio. Preis vierteljährl. 3 Mark.

Ueber Land & Meer

Alle 14 Tage ein Heft von mindestens 5 Bogen gross Folio. Preis pro Heft nur 50 Pf.

bringt in seinem soeben beginnenden achtundzwanzigsten Jahrgang eine hochinteressante Studentengeschichte von **Hans Hopfen:** **„Der letzte Hieb",** sowie eine prächtige Novelle von **Ernst Eckstein:** **„Pia de' Tolomei",** neben sonstigem vielseitigem und reich illustrirtem Inhalt.

Gratis-Probe-Nummer sendet jede Buchhandlung und Journal-Expedition auf Verlangen zu, welche auch, wie alle Postämter, Abonnements entgegennehmen.

Tägl. frische **Prima Holl. Austern, Seemuscheln, Hummern,**
sowie alle Delicatessen der Saison.
Großer Frühstückstisch u. Mittagstisch v. 12—4 Uhr à la carte. Kl. Preise.
Reichhaltige Abendspeisekarte auch während der Nacht.
Weine der renommirt. Häuser. Kulmbacher hell u. dunkel vom Faß. (Gräterbier.)
J. Schwanzer, Friedrichstr. 66.

Durch grosse Abschlüsse und Waggonbezüge sind wir in der Lage **Tafel-Service** für
12 Personen,
81 Stück Meissner Porzellan,
das weltbekannte Zwiebelmuster II. Wahl für den Preis von **85 Mark** zu liefern.
Meissener Kaffeetassen 55 Pf. bis 1 Mark, flache Speiseteller Dtz. 9, Suppenteller Dtz. 10 Mark, Königl. Meissener Teller, pr. Dtz. 1 Mark mehr.
Gebrüder Höfchen, Leipziger Str. 64.

Nur ächte Stuttgarter Original-Artikel,
sämmtlich mit Schutzmarke versehen,
in **Prof. Dr. Jägers Normal-Bazar**
von **Gustav Steidel,** Berlin SW., Leipzigerstr. 67.
Ankleidezimmer und Damen-Bedienung.
Preiscourant und Belehrungen über das Wollregime gratis und franco.

Lehrter Viehhof, Berlin NW., Lehrterstr. 26, bei **W. Brettschneider,** stehen preuß., russ. u. galiz. Pferde, worunter **Ponies u. Doppelponies,** zum Verkauf; gleichzeitig empfehle meine **bequemen Stallungen** mit **Pension** für Pferde, Rindvieh, Schafe rc. zu civilen Preisen, **direkte Aus- u. Verladung** vom Etablissement zu sämmtl. Eisenbahnen. Fernsprech. 2542.
Auch mache auf m. in Schneidemühl a. Bahnh. gelegenen größ. bequem. **Stallungen** aufmerksam.

Kunst-Auction.
Am Montag den 19. October, Morgens 11 Uhr, sollen **Hôtel Kaiserhof** (im Laden)
145 Original-Oelgemälde
von ersten Meistern gegen sofortige Baarzahlung versteigert werden.
Besichtigung Sonntag von 11—2 Uhr.
W. Hauer, Krieger's Nachfolger.

Ein herrschaftliches Rittergut
in der Niederlausitz mit fast durchweg kleefähigem Boden, vorzüglichem Inventar und ausgezeichneter Jagd, welches eine halbe Stunde von der Kreis- und Gymnasialstadt entfernt und unweit der Berlin-Dresdener, Berlin-Görlitzer und Halle-Sorau-Gubener Bahn, 10 Meilen von Berlin belegen und in 2 Stunden durch die Dresdener Bahn von Berlin aus zu erreichen ist, soll zum Zwecke der Auseinandersetzung verkauft werden.
Dasselbe hat 866 Hekt. 66 Ar 50 □M. Areal davon sind

444 Hekt.	27 Ar	50 □M.	Acker,
91 „	30 „	50 „	Wiese,
234 „	17 „	— „	Holz,
60 „	96 „	80 „	Weide,
4 „	92 „	— „	Garten,
8 „	01 „	80 „	See,
5 „	40 „	20 „	Hofraum.

Zahlungsfähige Selbstkäufer empfangen genaue Auskunft beim
Banquier Fr. Kaiser, Luckau.

Hochfeine solide Brüsseler
Teppiche à 12 M.
Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- u. Schlafdecken à 12 M.
Plüttdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau, à 6½ M.
Pferdedecken m. Bruststück 12 M.
Hugo Herrmann, Fabrikbes., **Stettin.**

Roth- oder Weissweine
in Probefässchen à 4 Ltr. sammt Fässchen franco allen Poststationen gegen Nachnahme Mk. 3,75, geg. vorh. Einsend. Mk. 3,50. Ausführl. Preiscourante gratis.

1885er Hochprima echter
Elb-Caviar,
nicht Amerikanischer, eigenes Fabrikat, seit 40 Jahren, per ½ Kilo 2 Mark bei
P. v. Aspern in Glückstadt.

Weintrauben
ausgesuchtester Qualität versendet gegen Nachnahme oder vorher eingesandte Kasse, Postcheckkonten brutto 10 Pfund 3 Mark incl. Kiste franco innerhalb des deutschen Reichs. Briefmarken werden in Zahlung genommen.
L. Prager, Weinbergsbesitzer, in Naumburg a./Saale.

Steuer's
Universal-Copir-Apparat
(Patent) zur Vervielfältig. v. Schriften, Noten, Zeichn., **Buchdruck,** Gitter's rc. **(unverzüglich u. in unbeschränkter Zahl) auf Metallplatten** ist der **beste, billigste, einfachste** Apparat. Tausende gelobt. Prospect, Druckprob., Zeugn. gratis u. frk.
Otto Steuer, Dresden 3.

E. Wiese (Hofl.) Pianino schnell zu verkaufen Prinzenstr. 110. I. I.

Wohlerhaltene Gobelins,
dazu passender Kamin rc., vollständiges Zimmer eines alten Patrizierhauses, zu verkaufen. Gef. Offerten unter N. 645 an **Rudolf Mosse in Köln.**

Wachenhusen & Prutz Nachfolger

Wein-Gross-Handlung

■ Etablirt 1804 ■

Stettin — Rossmarkt-Strasse No. 6.

Berlin — Comptoir u. Probirstube (Frühstückstisch) W., Behrenstr. 23. Telephon No. 7003

empfehlen aus ihren Lägern

Rothe Bordeaux-Weine

1882er, 1883er und 1884er Bordeaux-Weine in Gebinden, per Oxhoft Mk. 250–1000.

Nur in Flaschen.

		Mk.
1880er, 1881er und 1882er	Castillon — Sainte-Foy	1.10
	Fronsac — Ile du Carney	1.20
	Saint-Colombe — Valeyrac	1.25
	Blaye-Anglade — St.-Christoly	1.30
	Palus-Ludon — Blanquefort	1.35
	Bas-Médoc — Saint-Yzans	1.40
	Médoc-Macau — Médoc-Cissac	
	— Médoc-Moulis	1.50
1880er	Pinet, St. Estèphe	1.60
1878er	Port Aubin, Cantenac	1.60
1880er	Capbern, St. Estèphe	1.60
1879er	Lescoutra, Moulis	1.70
1878er	Franquet Poujeaux	1.80
1876er	Gondat, Cantenac	1.90
1878er	Château Larivaux, Cissac	1.90
1876er	Château de Pez, St. Estèphe	2.00
1878er	Château Duplessis, Moulis	2.00
1878er	Château Leroc, St. Estèphe	2.00
1878er	Château d'Arcins, Arcins	2.00
1876er	Château Tronquoy, St. Estèphe	2.00
1880er	Château Smith-Haut-Lafite, Martillac	2.25
1880er	Château La-Bégorce, Margaux	2.25
1876er	Château d'Avensan, Avensan	2.25
1878er	Château Chasse-Spleen, Moulis	2.25
1878er	Château La-Tour-de-Mons, Soussans	2.50
1878er	Château de Bourran, Mérignac	2.50
1875er	Château Moulis, Moulis	2.50
1874er	Château Brillette, Moulis	2.50
1874er	Cartillon-Lamarque	2.50
1876er	Château Brillette, Moulis	2.75
1880er	Château Kirwan, Cantenac	3.00
1874er	Mouton d'Armailhacq, Pauillac	3.00
1874er	Grand-Puy-Lacoste, Pauillac	3.00
1874er	Château Dauzac, Labarde	3.50
1874er	Château Saint-Pierre, St. Julien	4.00
1880er	Chât. La-Mission-Haut-Brion	4.00
1874er	Chât. Branaire-Ducru, St. Julien	4.00
1870er	Fatin-Marbuzet, St. Estèphe	4.00
1874er	Château Giscours, Labarde	4.00
1870er	Château Dauzac, Labarde	4.00
1874er	Château Desmirail, Margaux	4.25
1875er	Château du Tertre, Arsac	4.50
1870er	Marquis de Terme, Margaux	4.50
1875er	Château Ducasse-Duroy	4.50
1870er	Château d'Yseau, Cantenac	4.50
1875er	Château La-Tour-Carnet, St. Laurent	5.00
1875er	Château Lalagune, Ludon	5.00
1874er	Château Palmer-Cantenac	5.00
1874er	Château Ducru-Beaucaillou, St. Julien	5.50
1875er	Château Belair-Margaux	6.50
1874er	Château Léoville-Poyferré, St. Julien	6.00
1870er	Château Durfort Margaux	6.00
1874er	Chât. Gruaud Larose, St. Julien	6.00
1870er	Château Léoville Poyferré, St. Julien	6.00
1875er	Château Giscours, Labarde, (Schloss Abzug)	6.50
1869er	Château Brane-Cantenac	7.00
1869er	Château Durfort-Margaux	7.00
1875er	Château Ducru, St. Julien (Schloss Abzug)	7.50
1870er	Chât. Rauzan-Ségla, Margaux	8.00
1875er	Château de Pichon Longueville Pauillac (Bordeaux Abzug)	8.50
1875er	Château Léoville Poyferré, St. Julien (Schloss Abzug)	6.00
1875er	Château Haut-Brion, Pessac (Schloss Abzug)	10.00
1875er	Château Margaux, Margaux (Schloss Abzug)	10.00
1875er	Château Mouton-Rothschild Pauillac (Schloss Abzug)	10.00
1871er	Château Latour Pauillac	10.00
1870er	Château Margaux, Margaux	10.00
1870er	Château Latour, Pauillac	10.00

Weisse Bordeaux-Weine

	Mk.
Graves	1.50
Haut Preignac	1.75
Sauternes	2.00
1878er Château d'Arche, Sauternes	3.00
1878er Château de Suduiraut, Preignac	4.00
1876er Chât. Latour-Blanche, Bommes	4.50
1878er Château Guiraud, Sauternes	4.50
1878er Château Coutet, Barsac	5.00
1869er Chât. Coutet, 1er vin du Barsac	10.00
1869er Château Yquem, grand crû exceptionnel du Marquis de Lur-Saluces	12.00

Mosel-Weine

	Mk.
1883er Zeltinger	1.00
1883er Piesporter	1.25
1883er Wehlener	1.50
1880er Brauneberger	1.60
1880er Berncastler	1.75
1880er Graacher Minzley	2.00
1881er Ohligsberger	2.25
1880er Josephhofer	2.50
1880er Scharzhofberger	3.00
1876er Josephhofer Auslese	3.50
1876er Piesporter Auslese (Wachsthum des Grafen v. Kesselstadt)	4.50
1876er Scharzhofberger	5.00

Rhein-Weine

	Mk.
1883er Niersteiner	1.00
1883er Königsbacher	1.10
1883er Laubenheimer	1.25
1883er Deidesheimer	1.50
1881er Eltviller, Erbacher	1.60
1881er Hochheimer	1.60
1881er Hallgarter	1.75
1881er Rüdesheimer, Hattenheimer	2.00
1880er Rauenthaler	2.00
1881er Marcobrunner	2.25
1880er Johannisberger, Geisenheimer	2.25
1880er Rüdesheimer Berg, Steinberger	2.50
1876er Rauenthaler Berg	2.50
1876er Winkler Hasensprung	3.00
1875er Claus Johannisberger	3.00
1876er Naroberger	3.50
1876er Geisenheimer Rothenberg	4.00
1876er Hochheimer Dom-Dechaney	4.50
1876er Steinberger Auslese	5.00
1876er Rauenthaler Berg-Auslese	5.00
1876er Rüdesheimer Bienengarten	6.00
1874er Marcobrunner Auslese	7.00
1874er Rüdesheimer Berg Riesling	8.00
1874er Steinberger Cabinet	9.00
1868er Hochheimer Auslese (Wachsthum der Kgl. Domäne)	13.50
1868er Rüdesheimer Berg Riesling (Wachsthum des Freih. v. Ritter in Rüdesheim)	15.00
1868er Graefenberger Auslese (Wachsthum des Freih. v. Ritter in Rüdesheim)	15.00
1868er Ahrwein	1.25
1868er Ober-Ingelheimer	1.60
1880er Assmannshäuser Auslese	4.50

Burgunder Weine

	Mk.
1881er Beaune	2.00
1881er Volnay	2.50
1880er Nuits	3.00
1883er Monthélie, gelé	3.50
1876er Chambertin	4.00
1876er Romanée	4.50
1883er Nuits-St.-Georges, gelé	5.00
1876er Clos de Vougeot	5.00
1870er Corton	5.00
1865er Volnay	5.00
1865er Romanée	5.00
1876er Côte rôtie, grand vin	5.50
1879er Chablis, I. Qualität	3.00
1874er Chablis, I. Qualität	3.50
1862er Montrachet	5.00

Diverse Weine

	Mk.
Sherry, nach Qual. u. Alter	2.00, 3.00, 4.00, 5.00
Portwein, do. do.	2.00, 3.00, 4.50, 6.00
Madeira, do. do.	2.00, 3.00, 4.50, 6.00
Teneriffe	2.00
Malaga, alter u. extra alter	2.00, 3.00, 4.00
Muscat, alter	1.50
Muscat Frontignan, sehr alter	3.00
Valls-Wein, alter (Barceloner)	1.60
Cahors Rogomme	3.00
Tokayer Ausbruch	3.00
Tokayer Essenz	4.50
Tokayer, gezehrter (1875er)	3.00
Tokayer, gezehrter (1868er)	4.00

Moussirende Weine

	Mk.
Moussirender Lothringer (eig. Marke) ⅔ Fl.	3.00
	3.50
Rheinwein Mousseux (Matheus Müller)	3.00
Scharzberger Mousseux Nonpareil (do.)	4.50
Schloss Johannisberger Cabinet Mousseux (Matheus Müller)	4.50
St. Péray Mousseux	5.50
Marquis de Lamoureux	4.50

Beste französische Marken, wie Heidsieck, Moët, Deutz u. Geldermann, Mumm, Clicquot, Roederer im Preise von Mk. 6.50–8.00.

Spirituosen

	Mk.
Cognac nach Qual. u. Alter	3.00, 4.50, 6.00
Cognac, 1872er grande Champ.	7.50
Cognac, 1870er do. do.	10.00
Franzbranntwein	2.00
Rum, nach Qualität u. Alter	1.50, 2.00, 2.50, 3.00, 4.00
Arrac nach Qualität und Alter	1.50, 2.00, 2.50, 3.00

Scotch und Irish Whisky, verschiedene feinste französische, holländische u. a. Liqueure laut Special-Liste.

„Germania"

Lebens-Versicherungs-Actien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende September 1885 141,856 Policen mit 313,6 Millionen Mark Kapital und Mk. 469,065 jährl. Rente.

Neu versichert vom 1. Januar 1885 bis Ende September 1885: 6,727 Personen mit . . . 22,5 Millionen Mark.
Jahreseinnahme an Prämien und Zinsen 1884: . . . 14,3 Millionen Mark.
Vermögensbestand Ende 1884: . . . 71,4 Millionen Mark.
Ausgezahlte Kapitalien, Renten ꝛc. seit 1857: . . . 70,7 Millionen Mark.
Dividende, den mit Gewinnantheil Versicherten seit 1871 überwiesen . . . 9,3 Millionen Mark.

Beamte erhalten unter den günstigsten Bedingungen Darlehne zur Cautionsbestellung. Jede gewünschte Auskunft wird bereitwilligst kostenfrei ertheilt durch unser Bureau.

Berlin, den 1. Oktober 1885.

Das Bureau der „Germania",
21. Französische Straße 21.

Die Musikinstrumenten-Handlung von

F. E. BAUMANN, BITTERFELD,

empfiehlt

„Ariston"- u. „Herophon"-Orchestrionettes

neben allen sonstigen Musikinstrumenten zu billigen Preisen.

Illustrirtes Familienblatt. Auflage 46,000.
Abonnements (80 Pfg.) bei der nächsten Buch-, Musikalienhandlung oder Postanstalt.
Probenummern gratis.
in allen Buch- und Musikalienhandlungen.

Goldene Medaille. Hannover 1884. **Patent-Fass- oder Spund-Ventile mit Luftreiniger** Goldene Medaille. Hannover 1884.

Sicherster Schutz gegen schales Bier u. s. w. selbst bei mehrtägigem Verapfen direct vom Fass. Unentbehrlich für jeden Restaurateur, Wein- und Sprithändler. Preis M. 1,75–6,50 pr. St.

Verpachtung frei, Prospekte gratis u. franco. **Oscar Blechschmidt, Berlin SO.,** Mariannenplatz 15. !! Alle Bierdruckapparate überflüssig !!

Blookers holländ. Cacao

Mit vielen goldenen Medaillen prämiirt ist überall vorräthig J. & C. BLOOKER Amsterdam.

Bad Assmannshausen am Rhein.

Lithiumreichste alkalische Therme, gegen Gicht, Harngries und Nierensteine. Das Wasser ist in stets frischer Füllung zu beziehen durch alle Wasserhandlungen, Apotheken, wie durch die Brunnen-Verwaltung.

Arco. Klimatischer Curort. **Arco.**

Schönster Herbst-, Winter- und Frühlingsaufenthalt.

Hotel und Pension, Curhaus.

Enthält 75 elegante und bequem eingerichtete Salons und Schlafzimmer nebst Rauch-, Billard-, Lese- und Conversationszimmer, sowie Concert- und Speisesäle. — Dieses Etablissement ist durch seine Lage vollkommen vor Wind geschützt, so daß selbst Kranke mit Motilitäts-Störungen 5 bis 6 Stunden täglich im Freien zubringen können. — Pension von 3 fl. W. aufwärts.

Telegramm-Adresse: Neiböck, Arco.

Mineralwasser-Anstalt

Wolff & Calmberg,

Berlin. Tempelhofer Ufer 22. Telephon-Anschluß Nr. 1157.

Kohlensaures destill. Wasser, Selterser Sodawasser, Apollinaris-Brunnen (24 große, 30 kleine Flaschen mit Korb oder Patentverschluß für 5 Mk. franco Haus). — Phosphorsaures Eisenwasser. Bunhadi Janos, sowie sämmtliche medicinische Brunnen laut Preisliste. Limonaden. — 1 Ballon chemisch reines destillirtes Wasser (ca. 60 Liter) 1,50 Mk.

Alle unsere Wässer, einschließlich Selters- und Sodawasser, sind aus destillirtem Wasser, luftfreier Kohlensäure und absolut reinen Chemikalien angefertigt und werden in weißen Flaschen mit unserer Firma, die auch den Korken aufgebrannt ist, abgegeben.

Kräftiger und nachhaltig wirksamer, als alle bekannten Stahlquellen ist unser

Nervenstärkend. Eisenwasser

gegen Bleichsucht, Blutarmuth, Unregelmäßigkeit im Frauenleben, Nervenleiden u. Schwächezustände blutarmer Personen, ohne besondere Kurdiät in jeder Jahreszeit anwendbar. 25/6 Fl. = 5 Mk., frei ins Haus, Bahnhof.

Hôtel de Russie, Hôtel des Offizier-Vereins.

Schinkelplatz Nr. 1, zunächst dem Kronprinzlichen Palais, schönste Lage Berlins. Restaurant, Table d'hôte, Festsäle, Bäder, Weinhandlung und Weinstuben. — Billige Preise. Vorzügliche Küche. Zeitungen in allen Sprachen.

Adolf Mühling, Königlicher Hoflieferant, Besitzer des Grand Hôtel de Rome, Unter den Linden, Berlin.

Echt Persische Teppiche und Vorhänge

verkaufe durch besonders vortheilhafte Importe in dieser Saison zu bedeutend ermässigten Preisen.

Smyrna-Teppiche,

beste deutsche Fabrikate, sind in grossartiger Auswahl in den neuesten Dessins eingetroffen.

N. Ehrenhaus, Kais. Kön. Hofl., **Leipziger Str. 47** (neben dem Concerthaus).

Unmusikalisch.

Preisgekrönte Novelle von **Alex. Baron v. Roberts.** Siehe Neue Musik-Zeitung 1V. Quartal. Preis bei der nächsten Postanstalt, Buch- od. Musikalienhandlung nur **80 Pf.**

Soeben ist als 21. und 22. Band der Grote'schen Sammlung erschienen:

Der getreue Eckart.

Roman in zwölf Büchern von **Julius Grosse.**

2 Bände.

Preis 8 Mk., eleg. geb. 9,60 Mk.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Universum.

Illustr. Zeitschr. für Belletristik, Kunst- und Wissenschaft. II. Jahrgang.

Jährl. 24 Hefte, halbmonatl. Jedes Heft i. gr. Lex.-Form mit 3 Lichtdruck-Kunstbeilagen kostet nur 50 Pf. Abonnements bei sämmtl. Buchhdlg. u. Postanstalten. Mitarbeiter die begabtesten Schriftsteller und Meister der Kunst. Das erste Heft ist erschienen und beginnt mit einer grösseren Novelle aus dem altrömischen Afrika: „Die Numidierin v. Ernst Eckstein.

Stralsund-Malmö (Kopenhagen).

Die Fahrten auf obiger Linie werden an welchem Tage Morgens von beiden Häfen die letzten Dampfer abgehen, für dieses Jahr eingestellt.

Heinrich Israël. Carl Siebe.

Karl Baschin, Berlin, Spandauerstr. 27, empfiehlt seinen von ärztlichen Autoritäten anerkannten

Leberthran in ganz frischer Sendung.

Zu beziehen in den bekannten Niederlagen oder direkt von Karl Baschin, Spandauerstr. 27 und Rosenthalerstr. 17.

Nb. Nur mit meinem Einweckelpapier und den drei Original-Etiquettes versehene Flasch. sind echt.

Specialarzt für Frauenleiden, Dr. med. **Bredow,** Markgrafenstr. 97. Auch brfl.

Frauen- u. Kinderkrankheiten, Scropheln, Flechten, Ausschläge, Bleichs., Weißfluß heilen naturgem., a. briefl. Wsn. **Dr. med. Piper,** Diakonissin Schw. **Bertha,** Luisenstr. 27, I.*

Nach Abgang des hiesigen Arztes ist die Niederlassung eines Arztes in Labischin nothwendig geworden.

Mindesteinkommen von 3000 Mark garantirt. Kenntniß der polnischen Sprache dringend erwünscht. Schleunige Offerten erbittet

Der Magistrat.

Ein früherer königlicher Beamter, gewandt mit der Feder, sucht unter bescheidenen Ansprüchen eine Stellung als

Redacteur

einer Provinzialzeitung oder als Mitarbeiter an einer großen Zeitung.

Empfehlungen von hervorragenden Abgeordneten und Journalisten stehen demselben zur Verfügung. Gefl. Offerten werden unter Chiffre J. Q. 1723 in der Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., erbeten.

Ein thätiger Theilhaber

mit 10–15,000 Mk. Vermögen wird zur Ausnutzung eines patentirten, rentablen Consum-Artikels der Holzbranche gesucht. Offert. bef. d. Exped. des Berliner Tageblattes unter A. E. 6857.

Ein tüchtiger Schweizer **Koch** wünscht Engagement. Dreyer, Reichsmunzstadt 12, Basel, Schweiz.

Eine geprüfte Lehrerin (Israelitin) sucht per sofort oder später Stellung. Adresse unter M. P. postlagernd Roessel, Oby.

Ein junges geb. Mädchen sucht Stellung, um sich noch in der Wirthschaft auszubilden, oder zu Kindern. Offerten an Anna Doering, Wittenberg, Jüdenstraße 10.

Heiraths-Gesuch.

E. geb. j. Mann, a. angel. Fam., Inh. e. lucrat. Fabrikgesch., Kreis-L. Offenb., w. d. Bek. e. j. geb. Dame v. edl. Char. u. häusl. erz., evang., mit namh. disp. Verm. beh. Verheirath. zu machen. Ernstgem. Off. n. Photogr. u. Darl. d. Verh. bitte vertr. u. J. C. 6704 a. d. Exp. d. Rl. u. J. Str. Dücr.*

„Heirath."

Ein gebildeter, junger Kaufmann, seit Jahren Inhaber eines altrenommirten größeren Fabrikgeschäftes, sucht behufs Verheirathung die Bekanntschaft einer gebildeten, häuslich erzogen., ev. Dame von 20–28 Jahren zu machen. Vermögen kann sicher gestellt werden. Briefe unter J. W. 6874 bef. die Exped. d. Berl. Tbl., Berlin SW. Strengste Diskr. zugesichert.

Verantwortl. Redakteur für den redaktionellen Theil: Dr. Hugo Bornow in Berlin. — Für den Inseratentheil: Paul Rüdiger in Berlin. — Druck u. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.